

SONDERBAND

REX GORDON

Der Mars-Robinson

(FIRST ON MARS)



Sieben Mann starten in den Weltenraum -
doch nur einer erreicht lebend den Mars...

1.- DM

Österreich S. 7.-
Schweiz Fr. 1.20
Italien Lire 200
Sonderpreis Berlin 70 Pfg.



Sonderband 79

Rex Gordon

Der Mars-Robinson



MOEWIG – VERLAG · MÜNCHEN

Originaltitel: FIRST ON MARS
Aus dem Amerikanischen übersetzt von H. U. Nichau

Ein deutscher Erstdruck

TERRA-Sonderbände erscheinen monatlich im Moewig-Verlag, München 2, Türkenstraße 24. Postsecheckkonto München 139 68. Erhältlich bei allen Zeitschriftenhandlungen. – Preis je Band 1, – DM. – Gesamtherstellung: Buchdruckerei Hieronymus Mühlberger, Augsburg. – Printed in Germany 1964. – gescannt von Bräzzo 07/2004. – Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 8 gültig. – Für die Herausgabe und Auslieferung in Österreich verantwortlich: Farago & Co. Baden bei Wien. Dieser Band darf nicht in Leihbüchereien und Lesezirkeln geführt und nicht zum gewerbsmäßigen Umtausch verwendet werden.

Die Raketenabschußbasis Woomera befand sich mitten im Herzen von Australien. Wir, Ingenieure, Techniker, Wissenschaftler, waren in Wellblechhütten untergebracht, und unsere Umgebung erinnerte an ein Schlachtfeld des ersten Weltkrieges. Tatsächlich wies das Versuchsgelände eine beachtliche Anzahl von tiefen Kratern auf.

Im Umkreis von tausend Meilen waren wir die einzigen Menschen. In Abständen von hundert Meilen standen Radartürme, um Höhe, Geschwindigkeit und Flugrichtung der Raketen zu bestimmen.

Hin und wieder schrieb ich an meine Mutter, die alle Briefe sofort beantwortete und gern wissen wollte, ob eine Wüste wirklich so öde und trostlos sein könne, wie ich sie in meinen Briefen schilderte.

Doch für uns spielte die Wüste nur eine Nebenrolle, denn wir konnten uns über Langeweile nicht beklagen. Täglich und stündlich gab es interessante Diskussionen über technische und astronautische Probleme, mit denen meine Mutter leider nichts anzufangen wußte. Abgesehen davon hätte ich ihr darüber sowieso nichts schreiben dürfen. Aber man durfte nichts anderes im Kopf haben, sonst bekam man todsicher Heimweh. Denn außer Raketen, Abschußrampen, Montagetürmen und so weiter gab es in Woomera verdammt wenig zu sehen.

Obwohl jeder von uns auf seinem Gebiet ein Spezialist war, hatte es in letzter Zeit eine Serie Fehlschläge gegeben.

Besondere Schwierigkeiten machte das Projekt M 76, von dem ich ausführlicher berichten möchte. Dieses Pro-

jekt sollte unter allen Umständen geheimgehalten werden – und das war das allerschwierigste Kapitel.

Schließlich kam Professor Maxwell auf folgende Lösung: ein breiter Brunnenschacht und darüber ein ‚Wasserturm‘, der in Wirklichkeit nur die Aufgabe hatte, das Projekt M 76 zu tarnen. Wie hätte man im Zeitalter der Beobachtungssatelliten eine Rakete von zweihundert Fuß Höhe und sechsundfünfzig Fuß Durchmesser anders verstecken sollen?

Der Bau des ‚Wasserturms‘ und vor allem die Beschaffung des Materials waren Probleme, über die sich die Gelehrten von sechzehn Universitäten die Köpfe zerbrachen. Keiner wußte eine Erklärung, aus welchem einleuchtenden Grund wir wohl Behälter für jeweils hundert Tonnen flüssigen Sauerstoff benötigten. Natürlich konnten wir ihnen nicht erklären, daß wir die Behälter nur auftrennen wollten, um sie zur Verschalung des ‚Wasserturms‘ zu verwenden. Ich erinnere mich noch an Professor Maxwell, der beide Arme hob und verzweifelt in den Himmel schrie: „Schickt mir endlich das verdammte Blech, und ich baue den Turm mit diesen zehn Fingern!“

Endlich traf das angeforderte Material ein, und wir nahmen den Bau sofort in Angriff. Fast gleichzeitig wuchs innerhalb des Turms das Projekt M 76 in die Höhe. Die Mathematiker und Physiker diskutierten das Blaue vom Himmel herunter; jeder schwor, daß seine Berechnungen die besten seien.

Es gab nur ein Projekt M 76 und nur ein Ziel: das Leben auf dem Mars zu erforschen, beziehungsweise dessen Oberfläche aus nächster Nähe zu fotografieren.kehrte M

76 zur Erde zurück, und waren die Aufnahmen ausgewertet, würde man ein zweites Projekt bauen.

Was meine Person betraf, so probierte ich seit gut einem halben Jahr alle möglichen Arten von astronautischen Sesseln aus. Das war die angenehmste Beschäftigung unseres Trainings und wurde, von allen betrieben, die die Hoffnung hatten, sich einmal zur Mannschaft von M 76 zu zählen.

Schließlich stand mein Name auf der endgültigen Besatzungsliste an zweiter Stelle, gleich unter Stephen Maxwell. Ich zeichnete für die reibungslose Treibstoffzufuhr und alle sich daraus ergebenden Tätigkeiten verantwortlich.

Vierzehn Tage später kletterten wir – insgesamt sieben Mann – in den Rumpf der Rakete und nahmen unsere Plätze ein. Wir legten uns in die Kippsessel und atmeten auf, als endlich das Signal zum Abfeuern gegeben wurde.

Wenige Minuten nach dem Start erlosch in sämtlichen Abteilungen das Licht. Wir wußten nicht mehr, ob wir stiegen oder fielen. Das fing ja gut an! Ich hatte das Gefühl, als würde mein Körper von der Hand eines Riesen plattgedrückt. Mit der gleichen Gewalt zog diese Hand dann meinen Brustkorb wieder auseinander, und ich hätte schwören können, daß ich immer tiefer und tiefer stürzte. Ich wollte schreien, aber das tat schon ein anderer für mich.

„Aufhören mit diesem Gebrüll!“ rief Maxwell, und fünf Stimmen bestätigten ihm, daß sie seinen Befehl vernommen, hätten. Dabei sprachen sie ganz normal, es hörte sich nur so laut an. Unsere enge Kabine hatte plötzlich ein phantastisches Echo, und selbst das Atmen der Männer dröhnte unheimlich laut in den Mikrofonen.

„Captain Maxwell“, flüsterte ich leise, „wir sitzen hier im Dunkeln und können nicht die Hand vor Augen sehen.“

Maxwell schwieg.

„Captain“, sagte ich nach kurzer Pause, „wollen Sie uns bitte sagen, ob Sie etwas sehen können und was es ist?“

„Ringe“, sagte er kurz. „Das ganze Universum dreht sich.“ Er schwieg eine bange Weile und dann: „Haben Sie mich verstanden, Holder?“

„Ja“, sagte ich, „ich dachte nur eben mal nach. Wissen Sie nicht, wo wir sind? Auch Petifer nicht?“

„Sie neugieriger Vogel!“ bellte er. „Ich sehe nur Ringe und Lichtstreifen. Wie soll ich da unsere Position feststellen können?“

Und schon begann der Lärm wieder von vorn. Als Begleitmusik platzten auch noch die ohnehin dunklen elektrischen Birnen, und ich hätte kaum mit dem Kopf geschüttelt, wenn unsere ganze Kapsel auseinandergefliegen wäre.

Doch dann schien das Schlimmste überstanden, und wir lockerten unsere Haltegurte, mit denen wir uns während des Starts festgeschnallt hatten. Ein Mann brüllte vor Schmerzen. Sein Rückgrat war gebrochen. Wir mußten ihn liegenlassen, wie er lag und füttern wie ein kleines Baby.

Schon bevor unsere Kapsel ihre irrsinnige Drehbewegung einstellte, konnte Petifer in seinem Periskop die Erde erkennen. Jeder von uns kroch in den Kontrollraum und zückte die mitgenommene Kamera, um ein paar Aufnahmen zur bleibenden Erinnerung zu machen. Ein tolles Bild, darüber waren wir uns alle einig. Unsere Körper befanden sich in schwerelosem Zustand, und wir ruderten wie Un-

terwasserschwimmer in der Kabine herum. Wollte man seine Kamera in Schußposition bringen, mußte man sich mit einer Hand festhalten.

Anschließend hatten wir gleich im Kontrollraum eine wichtige Konferenz, denn Maxwell hatte festgestellt, daß die linke Deflektorplatte beschädigt war. Daß dieser Schaden nur von außen behoben werden konnte, hätte mir Maxwell nicht zu sagen brauchen. Wir hatten einen Raumanzug an Bord, doch zunächst wagte noch niemand davon zu sprechen.

„Die Deflektorplatte muß ausgewechselt werden“, sagte Maxwell. „Wenn wir uns dem Mars nähern und Aufnahmen machen wollen, können wir uns keine überflüssigen Drehungen leisten.“

Damit war die Konferenz beendet, und wir hatten bis zum Eintauchen in die Marsatmosphäre noch einhundert Tage Zeit.

Bert Hapton und ich machten mit dem Raumanzug Tauglichkeitsversuche.

Schließlich ging ich zu Maxwell und erklärte mich zum Aussteigen bereit. Er machte ein ziemlich nachdenkliches Gesicht, und ich freute mich irgendwie, daß seine Sorgen wenigstens mir galten.

„Wird schon schiefgehen“, sagte ich. „Der Druck in der Schleuse muß allmählich verringert werden. Mal sehen, wie lange es dauert, bis der Anzug so prall ist, daß ich mich nicht mehr bewegen kann.“

Im übrigen würde ich mich bedeutend wohler fühlen, wenn wir zwei Raumanzüge an Bord hätten.“

„Warum? Genügt doch vollkommen, wenn es einem

dreckig geht. Weshalb soll ich da noch einen hinterher-schicken?“

Er hatte vollkommen recht.

Am nächsten Tag sollte meine Außenbordexpedition starten. Ich überprüfte noch einmal gründlichst den Anzug. Es war alles in Ordnung – jedenfalls hier drinnen. Von außen betrachtet, sah die Druckkammer aus, als wäre sie an den Raketenrumpf geklebt. Stieg man von drinnen ein, erinnerte sie an einen stählernen Sarg.

Langsam, sehr langsam wurde der Druck verringert. Ich hatte ein Barometer in Sichtweite, das fünfhundert Millibar anzeigte. Bei vierhundert schloß ich meinen Helm, und fünf Minuten später teilte man mir mit, daß die Kammer nun vollkommen luftleer sei.

„Wir öffnen jetzt die Tür. Okay?“

„Ihr könnt's auch bleiben lassen“, knurrte ich ins Mikrofon.

„Macht schon, Leute, macht schon!“ Das war Maxwells Stimme.

Die Außentür öffnete sich; ich konnte ungehindert in den Weltraum hinausblicken. Die Telefonschnur, an der ich hing, war gleichzeitig als Halteseil konstruiert. Während ich mich noch über die unheimlich großen und wie feurige Räder aussehenden Sterne wunderte, flog ich plötzlich hinaus ins All.

„Was ist los, Holder?“ hörte ich Maxwells Stimme im Mikrophon.

„Vorläufig ist noch gar nichts los“, sagte ich.

„Geben Sie uns laufend Bericht, hören Sie?“

„Ich bin draußen“, sagte ich.

Ich hatte die Griffe am Türrahmen umklammert und strampelte so lange mit den Beinen, bis die Magnetsohlen meiner Schuhe auf dem Raketenrumpf einen Halt fanden. Dann richtete ich mich langsam auf. Ich kam mir vor wie ein Taucher auf dem Rumpf eines Unterseebootes, und das Meer war das Universum.

Die Sonne stand achteraus und blendete ziemlich. Ich hörte Gelächter im Mikrophon und fragte, ob jemand einen Witz erzählt habe.

„Wir sehen Sie durch das Periskop“, sagte Maxwell. „Von weitem erinnern Sie mich an den Betonmast einer Hochspannungsleitung.“

„Das lassen Sie nur meine Sorge sein“, sagte ich. „Passen Sie vor allem auf, daß die Tür nicht früher geschlossen wird, als bis ich wieder drin bin!“

Ich hatte den Schwanz der Rakete erreicht. Die ganze Zeit war ich das komische Gefühl nicht losgeworden, daß ich ausrutschen und mich vom Rumpf der Rakete lösen könne.

„Ich kann Sie nicht mehr sehen“, sagte Maxwell.

„Dafür sehe ich die beschädigte Deflektorplatte“, antwortete ich. „Sieht aus, als hätte jemand einen Schmiedehammer geschwungen und sie als Amboß benutzt. Ich schlage vor, daß wir sie abschrauben und durch eine neue ersetzen.“

Sie begannen darüber zu diskutieren. Ich wartete nicht lange. In meinem Gürtel steckte ein Schraubenschlüssel, und ich mußte alle meine Kräfte anspannen, um mit der widerspenstigen Zähigkeit meines unförmig aufgeblasenen Weltraumanzuges fertigzuwerden.

„Gut, schrauben Sie die Platte ab“, kam nach einer Weile Maxwells Stimme, und ich konnte ihm mitteilen, daß dies bereits geschehen war. Erstaunt blickte ich der Platte nach, die wie ein Papierschnitzel in den Weltraum segelte. Dann machte ich mich auf den Rückweg zur Druckkammer und wurde auch jetzt das Gefühl nicht los, jeden Augenblick ausgleiten zu müssen – und tatsächlich landete ich auf einmal auf dem Bauch.

„Was machen Sie denn da?“ fragte Maxwell.

Ich wußte beim besten Willen nicht, was ich darauf antworten sollte und spazierte im Zeitlupentempo auf die Luke zu. Als ich mich in die Druckkammer zwängte, kam mir wieder der Sarg ins Gedächtnis. Ich hatte alle Mühe, die Arme so zusammenzuquetschen, daß mein Körper überhaupt durch die Öffnung ging.

„Tür zu!“ keuchte ich ins Mikrofon.

„Wußte gar nicht, daß Sie schon drin sind“, sagte Maxwell.

Die ins Weltall führende Außentür begann sich langsam zu schließen.

Was dann geschah, weiß ich nicht; die hatten da drinnen wohl irgendeinen kleinen Fehler gemacht. Die Außentür schloß sich ganz normal, wenigstens das weiß ich genau – dafür ging die ins Innere der Rakete führende Tür nicht auf. Mit dem Druckausgleich schien auch irgend etwas nicht zu klappen, denn mein Weltraumanzug umklammerte mich wie ein Polyp mit tausend Armen.

Ich konnte hören, wie sie drinnen an der Tür arbeiteten, um mich sicher an Bord zu bekommen. Doch plötzlich flog ich wie ein Korken aus einer Sektflasche wieder in den

Weltraum hinaus. Mein Halteseil mit dem Telefonkabel war so straff, daß es jeden Augenblick reißen konnte.

Ich hangelte mich näher an den Raketenrumpf heran, und je näher ich kam, um so mehr konnte ich sehen.

Beide Luken, innen und außen, standen sperrangelweit offen!

Das elektrische Licht brannte noch und strahlte gespenstisch in den Weltraum.

Ich begriff sofort, was geschehen war. Jetzt konnte man nicht nur die Druckkammer mit einem Sarg vergleichen, sondern die ganze Rakete. Die ganze Besatzung war tot, alle, ohne Ausnahme. Daß ich noch lebte, verdankte ich ausschließlich meinem Raumanzug.

Ich zwängte mich in das Innere der Rakete. Zuerst legte ich den Hebel der hydraulischen Schließvorrichtung herum und schloß die Außenluke der Druckkammer. Es dauerte eine Ewigkeit, bis ich das Geräusch der Pumpe hörte und wußte, daß sie noch funktionierte. Dann gelang es mir, auch die Innenluke zu schließen.

Fünf Minuten lang hatten in der Kapsel Weltraumtemperaturen geherrscht, und es war schon ein echtes Wunder, daß die Sauerstoff-Aggregate noch arbeiteten.

Ich wagte nicht den Kopf zu heben, sah aber ein, daß es keinen Sinn hatte, weiter unschlüssig stehenzubleiben, ich mußte den Tatsachen ins Auge blicken und mich damit abfinden, daß ich der einzige Überlebende von Projekt M 76 war. Ich wußte, daß es nach menschlichem Ermessen keine Rettung für mich gab, wollte aber auch nicht freiwillig aus dem Leben scheiden.

Ich blickte auf das Barometer. Der Druck war wieder normal. Ich klappte den Helm zurück, zwängte mich aus dem Raumanzug und sah beunruhigt nach der Druckkammertür. Aber sie blieb verschlossen. Ich fand keine Erklärung für die Katastrophe, nur daß etwas passiert war, was nicht hätte passieren dürfen. Den schlimmsten Anblick boten die freischwebenden Körper ...

Ja, zwei Mann waren noch da: Petifer und Hapton. Sie hatte der Luftsog nicht erfaßt und hinauskatapultiert wie die anderen. Sie waren die Schreckgespenster meines eisernen Sarges.

Nur um irgend etwas zu tun und mich abzulenken, begann ich mit den Aufräumarbeiten, sofern man überhaupt von ‚Aufräumung‘ sprechen konnte.

Ich schob die Toten in die Gerätekammer und schlug die Tür hinter ihnen zu – so heftig, daß ich mich einige Male um die eigene Achse drehte und noch ein paar zusätzliche Kapriolen vollführte. Mit hastigen Schwimmbewegungen brachte ich meinen Körper wieder zur Ruhe. Dann ruderte ich in den Kontrollraum und schloß auch diese Tür hinter mir.

Ich legte mich auf den Platz von Maxwell und blickte durch die Panzerlinse des Periskops. Hell waren nur die Sterne, sonst nichts. Den Planeten Mars konnte ich nicht sehen und hatte auch keine Ahnung, was ich anstellen sollte, um ihn zu entdecken.

Ich tastete vorsichtig die Kontrollknöpfe ab, wagte aber zunächst nicht, einen davon niederzudrücken. Außer Captain Maxwell und Petifer kannte jeder von uns nur die Knöpfe und Hebel, die man beim Abfeuern des zur Rück-

reise auf die Erde bestimmten Raketensatzes betätigen mußte. Wir waren Spezialisten, doch nur jeder auf seinem Gebiet. Wer hätte es sich auch träumen lassen, daß von der ganzen Besatzung nur ich allein übrigbleiben sollte?

Schließlich drückte ich doch auf einen mir unbekannten Knopf.

Der schien mit den Gyroskopen zusammenzuhängen, denn im Maschinenraum unter mir wurde es sofort lebendig. Ich drückte den Knopf noch tiefer, was zur Folge hatte, daß die Rakete eine Drehung von einhundertachtzig Grad beschrieb.

Ich hielt eifrig Ausschau nach der Erde und entdeckte sie nach fünfzehnminütiger Suche: eine hellgrüne Diskus-scheibe und noch davorgelagert der in seinen Ausmaßen riesige Mond. Genauso riesig war auch meine Versuchung, auf dem schnellsten Wege direkt die Erde anzusteuern. Dann ließ ich jedoch die Hand sinken. Welch ein Wahnsinn! Löste ich jetzt die Raketen aus, so würde ich eventuell, statt zur Erde, mitten in die Sonne fliegen. Nur Maxwell und Petifer hatten die mathematischen Formeln der günstigsten Rückflugposition gekannt. Ich fragte mich, ob irgendwo ein paar Skizzen vorhanden waren, aus denen ich halbwegs klug werden konnte. Leider fand ich nur das Bordtagebuch und nach langer Suche noch einen astronomischen Kalender mit dem täglichen Planetenstand. Beides nützte mir nicht viel für meine künftige navigatorische Tätigkeit.

Ich brachte die Rakete auf eine Kreisbahn – so nahm ich wenigstens an – und setzte die schon begonnenen Aufräumarbeiten fort.

Wie lange würde ich noch im Weltraum herumfliegen?

Der Sauerstoff oder die Lebensmittel – was würde zuerst zu Ende gehen? Doch wenn die Rakete reibungslos funktionierte, war an ein rasches Ende kaum zu denken, denn unsere Vorräte waren für eine sehr lange Reise bestimmt.

Bald nahm ich meine Mahlzeiten wieder regelmäßig ein und schlief auch von Zeit zu Zeit. Ich machte mir die bittersten Vorwürfe. Hätte ich in der Druckkammer selber versucht, die Luke von innen zu öffnen, wäre das Unglück vielleicht nicht passiert. So war ich jetzt allein, konnte nur essen, trinken, schlafen und mir den ungefähren Zeitpunkt meines Todes ausrechnen. Was mich besonders unruhig machte, war die völlige Stille und die ewig gleichbleibende Aussicht. Manchmal begab ich mich in den Maschinenraum. Dann mußte ich auch dauernd an die beiden Leichen in der Gerätekammer denken. Ich konnte nicht einmal mehr den Anblick der eisernen Tür ertragen und klebte eine Decke davor. Aber das erinnerte mich noch stärker, und ich riß sie wieder weg.

Ich lag wieder einmal auf der Couch von Maxwell, als ich im All eine rötlich schimmernde Scheibe auftauchen sah. Sie schien eine kompakte Form zu haben, jedenfalls war es kein Meteoritenschwarm. Die Kugel sah so unheimlich aus, daß ich einen Zusammenprall fürchtete und mich am liebsten im äußersten Schwanzende der Rakete verkrochen hätte.

Dann wurde die Sicht klarer. Ich konnte zwei Polarkappen erkennen, eine größere und eine kleinere. Ich sah auch deutlich die Tag- und Nachtgrenze und bunte Flächen. Das war eine Welt, eine richtige Welt. Ich hatte schon auf der Erde durch Riesenfernrohre aufgenommene Fotos von der

Marsoberfläche gesehen, aber darauf war alles nur halb so klar zu erkennen. Es ist mir unmöglich, meine Eindrücke auch nur annähernd in Worte zu kleiden.

Ich korrigierte die Flugrichtung der Rakete und richtete die Spitze so aus, daß sie ein Stück an dem Planeten vorbeizog. Nur so konnte ich in seiner Kreisbahn und – wenn ich mehr Glück hatte als Verstand – auf der Marsoberfläche landen. Ich tat also das, was ein Schütze unter ‚Vorhalten‘ versteht.

Im Grunde war mein Plan glatter Selbstmord. Wer konnte denn schon die wirkliche Dichte der Marsatmosphäre?

Nach und nach konnte ich auch die beiden, den Mars umkreisenden Monde erkennen. Ich rührte mich nicht mehr vom Periskop weg und manövrierte die Rakete auf die Schwanzspitze. Wenige Stunden später merkte ich, daß die Anziehungskraft des Planeten wirksam wurde. Der kalte Schweiß trat mir auf die Stirn und brannte in den Augen. Ich schwitzte buchstäblich vor Angst und wagte kaum noch durch das Periskop zu blicken.

Als ich die Bremsraketen zündete, tat ich diese Handlung mit dem letzten Funken Verstand. Dann gab es einen Krach, als habe ein gigantischer Hammer die Kapsel getroffen. Ich wurde ohnmächtig und gerade rechtzeitig wach, um den nächsten Knall zu hören, der mein Bewußtsein zum zweitenmal auslöschte. „Jetzt ist es aus!“ war mein letzter Gedanke.

Stille, Ölgestank. Finsternis.

Ich war ein Matrose und der letzte Überlebende eines auf den Grund des Ozeans gesunkenen Unterseebootes.

Ich konnte aber auch – und dieser Vergleich lag der Sache am nächsten – ein Pilot sein, der eine Bruchlandung gemacht hatte und nun auf die Explosion wartete.

In beiden Fällen war die Rettung ein Wunder.

Ich schien in meinen Haltegurten und auf einer Seite zu hängen. Ich konnte nichts sehen; es war heiß und stockfinster.

Ich war auf dem Mars gelandet. Jetzt fiel es mir wieder ein. Ich steckte in einer demolierten Rakete. Um mich herum eine fremde Welt. Ich stand unbekannten und zahllosen Gefahren gegenüber. Aber ich lebte.

Doch die Kapsel konnte nach dem Aufprall nicht mehr luftdicht sein, das war mir klar. Unaufhaltsam mußte der Sauerstoff entweichen. Also nur noch eine kurze Galgenfrist bis zum Erstickungstod ...

Ich löste die Haltegurte und sah unter mir einen schwachen Lichtschein. Das war die zur Hälfte im Staub begrabene Einsteigluke. Mir schien, als liege die Rakete auf der Seite. Ich hatte gedacht, sie müsse jeden Augenblick explodieren, aber dann fiel mir ein, daß auf dem Mars kein Feuer brennen konnte.

Ich riskierte einen Blick durch das Periskop, sah die zerbeulten Außenwände und wußte daher genau, wie es drinnen in den einzelnen Kabinen aussah. Dann sah ich auch die Landschaft: eine trostlose Fläche, gegen die das Versuchsgelände in Woomera die reinste Augenweide war.

Ich setzte mich auf die Kante der Couch. Das also war der Mars. Draußen eine unbekannte Landschaft mit etwas weniger Luftdruck als auf dem Gipfel des Mount Everest. Ich wußte nicht, ob es Abend oder Morgen wurde, zu sehr

war ich damit beschäftigt, irgendwo eine Spur von Leben zu entdecken.

Jetzt war ich von meinem Wrack abhängig, denn ‚Rakete‘ konnte man diesen Schrotthaufen nicht mehr nennen.

Ware ich doch nie aus meiner Bewußtlosigkeit erwacht!

Ich dachte nach. Ich saß im Kontrollraum, der höchsten Raketenetage. Waren die unteren Etagen noch halbwegs in Ordnung, so mußte ich dort den Raumanzug finden. Damit konnte ich mich vielleicht auch draußen bewegen, das heißt, wenn ich aus diesem stählernen Sarg hinauskam.

Als ich mich zum Handeln entschlossen hatte, stand ich auf. Meine erste Tätigkeit war die Erkundung des Abteils, in dem ich steckte. Unter Aufbietung aller Kräfte gelang es mir, die erste der zu den unteren Kabinen führenden Luken aufzuziehen. Daß da unten erst recht kein Licht brannte, verstand sich am Rande.

Ich hangelte mich in die Öffnung. Ich hatte immer geglaubt, das Raketeninnere genau zu kennen, doch in diesem Zustand kannte ich es nicht. Die Treppe führte nicht nach unten, sondern von einer Wand zur anderen. Es gab noch eine Leiter, die zum Maschinenraum führte. Ich kletterte hinunter und ertastete den Griff der zum Maschinenraum führenden Luke. Leider bekam ich sie nicht auf.

Ich hatte keinen Grund zu der Annahme, daß das gesamte Stromnetz zerstört worden war. Die Batteriezellen befanden sich im Maschinenraum. Durch das Periskop hatte ich mich überzeugen können, daß dieser Teil der Rakete den Aufprall verhältnismäßig gut überstanden hatte. Dafür

waren die Raketenmotoren und die Treibstofftanks restlos unbrauchbar. Natürlich war keine Glühbirne mehr heil, doch als Reserve hatten wir eine ganze Menge mitgenommen und so aufbewahrt, daß ihnen auch starke Erschütterungen nichts ausmachten. Sie lagen in der Kombüse – doch wo war die? Ich kletterte die Leiter hinauf und kam mir vor wie ein Taucher in tintenschwarzem Wasser, der einen bestimmten Gegenstand suchen soll. Daß das Stromnetz noch in Ordnung war, bewies mir ein elektrischer Schlag.

Auf Irrwegen gelangte ich in die Kombüse, und es gab kaum eine Körperstelle, an der ich keine Beule hatte. Zum erstenmal kam mir die geringere Schwerkraft dieses Planeten zu Hilfe. Ich konnte Klimmzüge machen, die ich auf der Erde nicht fertiggebracht hätte.

Dann fand ich den Schrank und zog sämtliche Schubfächer auf. Als es klirrte, hatte ich das Fach mit den Glühbirnen gefunden. Nur eine war noch heil, eine einzige. Doch als sie brannte, hätte ich sie am liebsten gleich wieder aus der Fassung gedreht. Der Anblick bot ein einziges Chaos. Unter allem möglichen Gerümpel sah ich meinen Raumanzug, der mich an eine halb von Schrott begrabene Leiche erinnerte.

Ich rutschte hinunter, um den Anzug zu untersuchen. Er war prall gefüllt. Da gab es nur eine Möglichkeit: Der Anzug war dicht, weniger wurde nur die Luft in der Rakete.

Ich kletterte zu der Stelle, wo sich die Öffnung des Sauerstoffgebläses befand, und fühlte einen unmerklichen, doch steten Luftstrom. Ich drehte das Rädchen weiter nach links und hielt mein Gesicht vor die Öffnung. Der Luft-

strom wurde weder stärker noch schwächer. Der Druck in meiner Kapsel konnte nur wenig höher sein als draußen, wenn auch wesentlich reicher an Sauerstoff.

Ich erhob mich aus meiner kauernenden Stellung und kehrte zu Maxwells Couch in den Kontrollraum zurück. Dort legte ich mich hin und dachte nach. Sicher würde ich den Tod kaum spüren.

Jene Männer, die den Gipfel des Mount Everest erstiegen hatten, trugen Sauerstoffmasken. Sie atmeten zwar die dünne Luft, reicherten sie jedoch mit Sauerstoff an. Die atmosphärischen Verhältnisse auf dem Mount Everest und dem Mars hielten sich ungefähr die Waage. Wenn ich bedachte, daß ich auch über die Sauerstoffration der Toten verfügen konnte, so würde ich unter Umständen Jahre auf dem Mars aushalten können. Daß die Atmosphäre vergiftet sein könne, daran wagte ich vorerst nicht zu denken, sonst wäre mein Hoffnungsschimmer sofort wieder erloschen.

Wenn ich aber den Sauerstoff sparsam anwenden wollte, so mußte ich mir ein Atemgerät bauen.

Mit diesem Gedanken schlief ich ein, doch irgendein Geräusch weckte mich, und ich wußte zunächst nicht, wo ich mich befand. Als ich es begriff, hätte ich vor lauter Verzweiflung bald losgeheult. Ich war der einsamste Mensch des Universums.

Die Kälte jagte mich hoch. Ich begann herumzuwandern, soweit das in der engen Kapsel möglich war.

Mit Energie und Ausdauer nahm ich den Bau der Sauerstoffmaske in Angriff. Zunächst zerlegte ich den Raumanzug in seine einzelnen Bestandteile. Der Sauerstoffzylinder war äußerst wertvoll. Ich schnitt Haltegurte zurecht und

fabrizierte ein Monstrum von Maske, die ich mir vor das Gesicht binden konnte. Dann baute ich noch eine rucksackähnliche Tragevorrichtung für die Sauerstoff-Flasche.

Es war. ein erhebender Augenblick, als ich die Innenluke der Druckkammer öffnete. Wo die Außenluke war, konnte ich nur fühlen. Ich zog sie auf und kletterte hinaus, wobei ich mich in der Höhe verschätzte und recht unsanft auf Knien und Ellenbogen landete.

Blendendes Licht. Meine Augen brauchten lange, um sich daran zu gewöhnen.

Feste Erde, allerdings ziemlich staubig. War ‚Erde‘ überhaupt der richtige Ausdruck auf dem Mars? Ich rappelte mich auf. Der Raketenrumpf stand bedrohlich schräge über mir, und ich sprang unwillkürlich zur Seite.

Mit einem seltsamen Gemisch von Neugier und Verzweiflung blickte ich in die Runde. Wenn auf der Erde der Horizont nur zwei Meilen weit entfernt scheint, so bedeutet das ansteigendes Gelände. Auf einer flachen Ebene kann man bequem fünf Meilen weit blicken. Dieses Gelände war flach, und dennoch sah ich den Horizont in einer Entfernung von nur zwei Meilen.

Als ich diese erstaunliche Feststellung geistig verarbeitet hatte, sah ich eine Blume! Sie erinnerte mich an eine Anemonenart. Sie stand auf einer Grünfläche unweit der Rakete. Komisch, daß ich ausgerechnet hier gelandet war, denn sonst sah ich weit und breit nur Wüste. Auf der Erde hatte ich schon viele Wüsten gesehen, doch so einsam fühlte ich mich in keiner. In Woomera flogen wenigstens Vögel durch die Luft, und wenn es nur Geier waren. Es gab dort

auch Insekten, doch hier war alles tot. Bald blickte ich auf die Rakete, bald auf die trostlose Öde. Dann kniete ich nieder und sah mir die Blume aus der Nähe an. Sie hatte ein polypenartiges Wurzelsystem, ein wahres Spinngewebe von einer Pflanze mit einer einzelnen Blüte in der Mitte. Aber es war keine jener primitiven Pflanzenarten, die man bisher auf dem Mars vermutet hatte.

Doch wo es Blumen gab, da mußten auch Insekten sein. Bienen? Ich blickte in alle Richtungen, aber sah und hörte nichts.

Doch dann bemerkte ich, daß sich zu meiner rechten Hand etwas bewegte und kroch näher heran. Es war ein Insekt! Fünfzehn Zentimeter lang, mit einem spinnenähnlichen Körper und ebensolchen Beinen. Ich wunderte mich, daß ich das brillante Rot seines Rumpfes nicht schon früher bemerkt hatte. Es bewegte sich sehr langsam und kroch auf die Blume zu, in deren Blüte es einen Rüssel hineinsteckte. Es saugte wie eine Biene, bewegte sich aber auf dem Boden vorwärts. Seine Langsamkeit faszinierte mich. Nur eine Kreatur mit langsamen Stoffwechsel konnte sich in diesem Schneckentempo bewegen. Und nur eine Kreatur, die keinerlei Feinde hatte, konnte sich das leisten. Es kroch weiter. Ich verfolgte seine Richtung und sah, daß es in regelmäßigen Abständen noch weitere Blumen gab, die allerdings keinen grünen Hof hatten und von mir erst auf den zweiten Blick bemerkt wurden.

Ich richtete mich wieder auf und wanderte um die Rakete herum. In keine Himmelsrichtung konnte ich weiter sehen als die Strecke, die man in einer Stunde zu Fuß zurücklegen kann.

Was war jetzt zu tun? Den Gesamtschaden an der Rakete feststellen oder einen Ausflug machen? Ich überlegte eine Minute. Meine primitive Sauerstoffmaske funktionierte einwandfrei. Ich sah noch ein Insekt, das sich mit der gleichen Langsamkeit bewegte wie sein Vorgänger. Blumen und Insekten – oder gab es noch etwas?

Ich schlug die westliche Richtung ein und bewegte meine Beine ganz normal. Trotzdem machte ich erstaunliche Sätze, denn die geringe Schwerkraft beflügelte meine Schritte. Ich dachte an die Insekten. Wie würden sie auf einen Schuß Sauerstoff reagieren? Aber ich hatte eine gewisse Scheu davor, das Leben auf dem Mars irgendwie zu beeinflussen.

In einer Rekordgeschwindigkeit erreichte ich die niedrigen Hügel. Überall entdeckte ich die gleiche Pflanzenart. Die Blumen wuchsen nach einem bestimmten Schema. Auf den sanft abfallenden nördlichen und südlichen Hängen waren sie jeweils vier Fuß voneinander entfernt. Nördlich wuchsen sie in breiteren Zwischenräumen, Am Westhang war der Blument Teppich auffallend dichter.

Dann sah ich ein Insektennest. Die Wesen lebten ungefähr wie Bienen auf der Erde, morgens flogen sie aus, abends kehrten sie zurück. Aber diese ‚Marsbienen‘ hatten keine Flügel nötig, da die Blumen keine Stengel besaßen und die Blütendolden nur einen Fingerbreit über dem Boden sprossen. Es war, als hätten auf dem Mars andere Insekten die Aufgaben der irdischen Bienen übernommen. Sie verdankten ihre abnorme Größe nur dem Umstand, daß sie sich frei und vor allem ohne Gefahr entfalten konnten. Es waren keine Vögel in der Luft, die sich auf sie hinabgestürzt hätten.

Das Nest war ein beachtlicher Klotz von drei Fuß Höhe und einer Öffnung auf der Spitze. Ein Insekt kletterte langsam hinauf und ein anderes ebenso langsam hinunter. Ich überlegte. Sollte da Honig drin sein? Honig, den ein Mensch essen konnte?

Ich blickte zum Wrack zurück. Es war kaum noch zu sehen. Ich mußte vorsichtig sein. Doch der kleine Hügel war dicht vor mir, eine Art Sandsteinfelsen, der aus dem Staubteppich ragte.

Ich erkletterte ihn. Mein Atem ging jetzt rascher. Je länger ich mit meinem Sauerstoff auskommen wollte, um so langsamer mußte ich mich bewegen. Der Druck war nicht mehr allzu stark, würde aber noch für die Rückkehr ausreichen.

Auch von meinem Ausguck konnte ich nichts Neues entdecken, nur daß die Vegetation in zwei Meilen Entfernung ein wenig üppiger, zu werden schien. Aber es bestand kaum Hoffnung, daß ich dort andere Insekten und andere Pflanzen vorfinden würde.

Enttäuscht kehrte ich zum Raketenwrack zurück und dachte unterwegs über die Zweckmäßigkeit der Pflanzen nach, namentlich über das Muster ihrer Wurzeln. Auf der Erde wären Pflanzen dieser Art längst zerstört worden, egal auf welche Weise. Im Gegensatz zu irdischen Pflanzen schienen aber diese nicht in der Lage zu sein, die Atmosphäre mit genügend Sauerstoff anzureichern.

Obwohl ich hatte langsamer gehen wollen, hüpfte ich doch mit großen Sprüngen zur Rakete zurück.

Ich ging noch einmal um den Schrotthaufen herum und sah mir die tiefe Furche an, die sie bei der Bruchlandung

gezogen hatte. Die Rakete war innen und außen ein Wrack, da brauchte ich mir nichts vorzumachen.

Ich zwängte mich durch eine Spalte und entdeckte noch einen heilen Treibstofftank, einen von vielen, die wir vor dem Start an Bord genommen hatten. Ich sah auch Tanks mit flüssigem Sauerstoff. Aber wo war das Wasser?

Der Wasservorrat war reichlich bemessen und diente unter anderem zum Kühlen der Motoren. Es mußte noch einen Tausendgallonentank geben!

Eine dumpfe Vorahnung erfüllte mich, als ich durch das Wrack kroch und dabei über zerbrochene Maschinenteile rutschte. Ich mußte mich auf Händen und Knien vorwärtsbewegen und mächtig meine Augen anstrengen.

Dann sah ich den Tank. Er befand sich nicht über mir, wie ich vermutet hatte, sondern unter mir. Er klang erschreckend hohl, als ich mit einem Stück Eisen gegen die Wand klopfte.

Ich kletterte tiefer und stand letzten Endes vor der Tatsache, daß der große Tank ausgelaufen war. Kein Wunder, der Wassertank befand sich in einem Teil der Rakete, den der Aufprall am meisten in Mitleidenschaft gezogen hatte. Der ganze Boden des Tanks fehlte!

Ich war vor Schreck erstarrt und weiß nicht, wie lange ich unten neben dem Loch sitzenblieb, um diese Tatsache zu verdauen. Ich hatte mehr als Glück gehabt, und so schien es mir irgendwie ungerecht, daß ausgerechnet das lebenswichtige Wasser aus dem Tank gelaufen war. Ohne Wasser gab es auf diesem trockenen Planeten kein Leben, und das galt besonders für mich.

Mir kam die verzweifelte Vision, Pflanzen unter Glas zu

züchten, aber dieser Gedanke grenzte schon an Irrsinn. Doch bei Licht besehen, wäre alles möglich gewesen – nur nicht ohne das kostbare Wasser. Vielleicht war noch etwas in dem kleinen Zwanziggallontank. Aber diese Hoffnung konnte mich nicht trösten.

Die Pflanzen hatten mir gesagt, daß es auf diesem Teil des Planeten eine Vegetation gab. Sie hatten ein weitverzweigtes Wurzelsystem und bezogen ihren Flüssigkeitsbedarf von der Marsoberfläche. Nächtliche Tautropfen vielleicht. An den westlichen Hängen, die von den Strahlen der Sonne später erreicht wurden, wuchsen die Pflanzen dichter. Dort hielt sich der Tau entsprechend länger. Noch dichter wuchsen sie in tieferen Talsenken. Diese Feststellung schien mir durchaus logisch.

Erst jetzt sah ich, daß an der Stelle, wo das Wasser im Boden versickert war, die Pflanzen üppig wucherten wie ein dichter weißer Dschungel. Von der Sonne waren sie demnach kaum abhängig.

Aber das nützte mir alles nichts, das Wasser war in dem trockenen und schwammigen Boden versickert und an ein künstliches Gewächshaus war nicht zu denken.

Weil ich kein Wasser hatte, konnte ich keinen Garten kultivieren, und weil ich keinen Garten hatte, würden mir bald Luft und Nahrung ausgehen.

Einen Augenblick lang glaubte ich überzuschnappen. Ich hatte ein Spezialtraining hinter mir; man hatte uns darauf geeicht, auch in aussichtsloser Lage einen klaren Kopf zu behalten; sonst hätte mich zweifellos längst das heulende Elend übermannt. Doch zwischen dieser Ausbildung und den tatsächlichen Gegebenheiten bestand ein himmelweiter

Unterschied. Hier würde sich nichts mehr ändern. Das trübsinnige Zwielicht innerhalb der Rakete, die Stille, die tödliche Stille dieses fürchterlich einsamen Planeten.

Ich kletterte aus dem Raketenrumpf und stieg wieder durch die Druckkammer ein.

Einem Menschen, der dem Tod ins Auge sieht, gehen die seltsamsten Gedanken durch den Kopf.

Ich versuchte, meine Gedanken abzuschalten Und bereitete mir in der durcheinandergeschüttelten Kombüse eine Mahlzeit. Dann legte ich mich auf die Couch und starrte die Glühbirne an. Das kalte Licht übte einen hypnotischen Zwang auf mich aus, war es doch immerhin von Menschenhand geschaffen ...

Ich hatte während meiner Kletterpartie durch das Raketenschiff genug gesehen, um mir ein endgültiges Bild über meine Situation machen zu können. Ich hatte Luft, Nahrung und einen geringen Trinkwasservorrat für eine Zeitspanne von hundertfünfzig Tagen. Länger reichte das Wasser in dem kleinen Zwanziggallonentank auf keinen Fall. Und dann begann das große Nichts ...

Nichts? Ich hatte noch die Wrackteile der Maschine und einen großen Tank Brennstoff, der auf der Erde ausgereicht hätte, um auf der Suche nach Wasser den ganzen Globus zu umrunden. Doch auf dem Mars war der Treibstoff bedeutungslos, er würde in der dünnen Luft einfach nicht brennen.

Ich hatte auch eine elektrische Batterie, die meine einzige Glühbirne mit Strom versorgte; aber hundertfünfzig Tage würde sie nicht vorhalten. Die Birne brannte ja jetzt

schon ziemlich trüb. Im Weltraum konnten sich die Batterien selber aufladen, weil die Motoren liefen.

Was hatte ich noch? Wie ich schon anfangs sagte, war die Rakete nicht für eine Landung auf dem Mars vorgesehen, sondern lediglich für einen Erkundungsflug. So fehlte alles, was man für eine Pionierarbeit braucht.

Ich befand mich auf einem Planeten, dessen Atmosphäre so dünn war, daß die Sonnenstrahlen, obwohl schwächer als auf der Erde, wesentlich heißer waren. Doch im Schatten sank die Temperatur ohne Übergang auf Null. Nachts mußte es draußen sehr kalt sein. Sollte ich an der Stelle, an der die Vegetation am üppigsten war, also in der Talsenke, einen Brunnenschacht ausheben? Aber stieß ich mit viel Glück auf Wasser, würde es sich vor meinen Augen verflüchtigen.

Ich dachte an die Eiskappen der Polarregionen, aber da kam ich leider nicht hin, weil ich von der Sauerstoffversorgung abhängig war. Jedenfalls blieb dort der Schnee auch in der Sonne liegen, und Schnee bedeutete Wasser.

Ich hatte meine Uhr ungefähr nach ‚Marszeit‘ gestellt, und wenn die Rechnung stimmte, mußte es draußen bald Nacht werden. Dann fiel Tau, den aber nur die Wurzeln der Pflanzen aufnehmen konnten.

Ich wälzte mich auf meiner Couch herum, versuchte mich zu entspannen, um einschlafen zu können. Doch es gelang mir nicht. Dabei war ich wie gerädert. Wies meine Umgebung noch andere Wesensmerkmale auf? Doch meine Gedanken streiften immer wieder nur Pflanzen und Insekten.

Ich konnte nicht einschlafen, konnte aber auch nicht die

Rakete verlassen, in der ich mich halbwegs geborgen fühlte. Mein Leben auf dem Mars, kurz wie es zweifellos sein würde, schien sich in zwei Etappen zu vollziehen: acht Stunden Arbeit bei Tageslicht und sechzehn Stunden Aufenthalt im Rumpf der Rakete.

Die nächste Beschäftigungsart hatte ich schon. Ich konnte aus den Linsen des Periskops ein Mikroskop bauen und nach kleineren organischen Lebewesen forschen.

Hätte ich nur ein Feuer anzünden können, wäre das doch nur überhaupt möglich gewesen! Was war ein Mensch ohne Feuer? Hätte die Menschheit ohne die Macht des Feuers jemals die heutige Entwicklungsstufe erreicht? War die gesamte Zivilisation der Erdbewohner ohne Feuer eigentlich denkbar? Bei jeder Erfindung hatte das Feuer letzten Endes Pate gestanden.

Eine Weile lag ich auf meiner Couch völlig still. Dann begann ich zu zittern, denn mit der hereinbrechenden Nacht fiel auch die Temperatur. Für einen Augenblick vergaß ich die Probleme meiner Umwelt, weil ich gegen meine Angst ankämpfen mußte. Mir fehlte es einfach an allem, und ich hätte nicht sagen können, was davon am wichtigsten war. Feuer war zumindest so wichtig wie das kostbare Wasser oder die Luft zum Atmen. Mit Hilfe des Feuers hatten die Menschen Maschinen gebaut, mit Feuer hätte auch ich mir irgendwelche mechanischen Geräte bauen können, um vielleicht den Bau eines Brunnens schneller voranzutreiben. Es gab Millionen von Möglichkeiten, wie man das Feuer zweckdienlich anwenden konnte.

Plötzlich schlief ich ein. Das konnte ich mir nicht richtig erklären. Es mußte wohl eine totale Erschöpfung, ein Ner-

venzusammenbruch gewesen sein. Der Schlaf übermannte mich einfach in Sekundenschnelle – und der Tod würde vielleicht nicht viel länger brauchen.

Ich hatte die fürchterlichsten Träume in dieser zweiten Nacht auf dem Mars. Und in meinen Träumen sah ich mich selbst als ein moderner Robinson Crusoe. Ich radelte auf einem phantastischen Fahrrad, das ich mir aus Maschinenteilen zusammengebastelt hatte. Ich trug eine Sauerstoffmaske vor dem Gesicht, ein Mikroskop wie ein Gewehr über dem Rücken und eine Botanisiertrommel, um Pflanzen zu sammeln. Mein Fahrrad brach unter mir zusammen, als ich mich weit von der Rakete entfernt hatte, und natürlich war auch nicht mehr genügend Sauerstoff in der Flasche.

In einem weiteren Traum hatte ich mir ein Glasdach gebaut, unter dem Pflanzen wuchsen. Ich hatte eine Gießkanne in der Hand und wanderte herum wie ein Gärtner im Gewächshaus. Ich gab ihnen Wasser und atmete die süßlich schmeckende Luft, denn innerhalb dieses Gewächshauses konnte ich ohne Maske atmen, da das Gleichgewicht von Kohlensäure und Sauerstoff hergestellt war. Ich hatte aber auch eßbare Früchte gezüchtet, die ich – im Traum – pflückte. Leider dauerte dieser hoffnungsvolle Anblick nicht lange, denn plötzlich bildete sich eine seltsame Art von Mehltau, der alle Pflanzen wie eine Staubdecke überzog und auch meine Hände bedeckte.

Ich erwachte mitten in der Nacht. Ich nahm an, daß die Kälte diese Träume ausgelöst hatte und raffte die Deckenfetzen zusammen, um einschläfernde Wärme zu erzeugen.

Als es wieder wärmer wurde, ließ ich vor meinem gei-

stigen Auge alle Träume Revue passieren. Sie erinnerten mich an die Fieberträume eines todkranken Menschen. Dann dachte ich an die Erde, die mir jetzt wie ein Traum vorkam.

Die harte Wirklichkeit war, daß ich ausgestreckt auf der Couch lag und nur noch hundertfünfzig Lebenstage vor mir hatte, wenn mich die totale Hoffnungslosigkeit nicht schon früher zum Selbstmord treiben würde. Erstaunlicherweise schlief ich letzten Endes doch wieder ein.

Als ich erwachte, wurde es draußen schon hell. Das graue Licht schimmerte durch die halbvergrabene Einstiegluke. Ich richtete mich auf und rieb mein Kinn. Ich verzog mein Gesicht zu einem Grinsen, obwohl ich nicht den leisesten Anlaß dazu hatte. Dann stieg ich in die Kombüse, trank einen Schluck Wasser und tat etwas sehr Leichtsinniges: ich knipste den elektrischen Ofen an. Es war schrecklich kalt in der Rakete. Ich hoffte, die Batterien bald neu aufladen zu können.

Mit diesem Gedanken beschäftigt, nahm ich am horizontalen Schott der Kombüse mein Frühstück ein. In puncto Wärmeerzeugung war ich dem Urzeitmenschen um einige tausend Jahre voraus, doch nur dank der modernen Batterie.

Ich beendete mein Frühstück und kehrte in den Kontrollraum zurück, um mir die Voraussetzungen für meine wissenschaftlichen Forschungsarbeiten zu schaffen.

Die mir auf diesem Gebiet zur Verfügung stehenden Instrumente waren ein Barometer, ein Thermometer und ein halbes Dutzend Meßgeräte verschiedenster Typen. Ich ließ

nichts liegen, schraubte alles ab und nahm es mit in die Druckkammer. Ich wechselte auch die Sauerstoffflasche aus, brachte Maske und Zylinder in Ordnung und steckte alle Handwerkszeuge ein, die mir wichtig schienen, Schraubenzieher, Schraubenschlüssel und so weiter. Das waren gewissermaßen die Büchsenöffner, mit denen ich die Geheimnisse des Mars aufknacken wollte.

Es war früher als am Vortag. Mit der Zeit kam ich immer noch nicht ganz klar, aber es mußte wohl elf Uhr vormittags sein. Vom Vortag wußte ich, daß die Temperatur um diese Zeit am angenehmsten war; nachmittags wurde es heiß. Im Augenblick war es kalt und ungemütlich. Ich blickte auf das Thermometer. Das Instrument zeigte zehn Grad Kälte im Schatten und sieben Grad Fahrenheit in der Sonne. Dafür war die dünne Atmosphäre verantwortlich. Die Erdatmosphäre kann man mit einem Filter vergleichen, der die Kraft der Sonnenstrahlen dämpft und somit auch die Temperaturgrenze zwischen Sonne und Schatten verwischt. Hier jedoch war die Temperaturgrenze messerscharf und hatte praktisch keinen Übergang. Der atmosphärische Druck betrug hundert Millibar.

Ich rieb mein Kinn an der Stelle, wo es die Maske wundgescheuert hatte. Ich mußte etwas daran ändern. Konnte ich etwas mit dem Öl anfangen? Weiß der Himmel, davon hatte ich genug. Das Öl war eine synthetische und mit Sauerstoff gemixte Petroleumflüssigkeit, wie man sie zum Abfeuern von Raketen benutzt. Nun dachte ich an eine andere Verwendungsmöglichkeit. Ich legte die Instrumente sorgfältig auf den Boden und kroch in den Maschinenraum.

Vorsichtig drehte ich den Abflußhahn des Öltanks auf.

Manche Flüssigkeiten kochen bei niedrigem Druck, und ich wollte mich nicht von einer zischenden Dampfwolke verbrühen lassen.

Aber es geschah nichts. Ich zapfte ein wenig Flüssigkeit ab, die sofort verdunstete und deren Geruch durch den Filter meiner Maske drang. Ich sah mich weiter im Maschinenraum um. Alles, was mir hier zur Verfügung stand, waren Leitungsrohre und Pumpen. Da war auch eine Pumpe, die das Öl in die Brennkammern leitete, weiter eine Sauerstoffpumpe, mit deren Hilfe ich meinen lebensnotwendigen Vorrat in kurzer Zeit ergänzen konnte. Schließlich sah ich noch zwei Wasserpumpen, eine für den Hausgebrauch der Besatzung und die größere für das Kühlwasser. Beide Pumpen waren an den leckgeschlagenen und leeren Tank angeschlossen. Es gab noch kleinere Pumpen für die hydraulischen Vorrichtungen. Aber alle Pumpen waren von den Elektromotoren abhängig.

Ich machte mich an die Arbeit. Zuerst suchte ich zwei ideale Plätze, einen, an dem ich in der Sonne und einen anderen, an dem ich im Schatten arbeiten konnte. Als ich sie gefunden hatte, begann ich, die Leitungsrohre abzuschrauben. Es war eine langsame und mühselige Arbeit, die mir nur darum nicht auf die Nerven ging, weil ich mir fortwährend einredete, daß mir überreichlich Zeit zur Verfügung stand. Ich mußte zwei parallele Gitternetze bauen, eins in der Sonne und eins im Schatten der Rakete. Nicht alle Leitungsrohre und Verbindungsstücke konnte ich für meine Zwecke verwenden. Ich mußte improvisieren. War meine Arbeit von Erfolg gekrönt, würde ich feststellen können, daß das Öl in den der Sonne ausgesetzten Leitungen ver-

dampfte, um sich in den im Schatten befindlichen Leitungen wieder zu verflüssigen.

Ich arbeitete den ganzen Nachmittag. Meine Umwandlungsanlage sah ganz unmöglich aus, und kein Mensch hätte ihren Zweck erraten können. Mit einer Druckpumpe leitete ich das Öl in die Rohre und verklebte die undichten Stellen des Leitungsnetzes. Dann trat ich zurück und betrachtete mein Werk wie ein Erfinder sein Perpetuum Mobile. Ich konnte nur hoffen, daß meine auf der Erde gesammelten Kenntnisse mich auch hier auf dem Mars nicht im Stich ließen.

Es begann zu arbeiten, ehe ich noch alle lecken Stellen ausgebessert hatte. Ich hatte Öl in die kalten Rohre geleitet, die als Kondensator gedacht waren. Dann betätigte ich die Handpumpe, um die Flüssigkeit in die heißen Rohre zu pumpen. Ich war beinahe erschrocken, als die Pumpe die Arbeit allein fortsetzte. Dann verband ich die kleine und die große Pumpe miteinander.

Die Sonne versank. Ich hatte nicht vorgesehen, daß meine Hitzemaschine auch nachts arbeitete, aber die kalten Rohre in die frostige Erde eingegraben, wo sie die Sonne nicht erreichen konnte. Vielleicht arbeitet sie nur morgens, hatte ich mir gedacht, weil dann der Temperaturunterschied am größten ist. Aber ich hatte wieder einmal die völlig anderen Verhältnisse auf dem Mars vergessen.

Zufrieden betrachtete ich die kreisenden Räder und die sich hin und her bewegendenden Kolben. Ich bezweifle, daß ein Erfinder jemals stolzer auf sein Werk gewesen ist. Ich bezog noch keine Energien von dieser Maschine und freute mich nur, daß sie arbeitete. Sie war mein Werk! Das Petro-

leum wurde in die heißen Leitungen gepumpt, wo es die Hitze der Sonne zum Kochen brachte. Der dadurch erzeugte Dampfdruck war stark genug, um die große Pumpe anzutreiben, und die große Pumpe setzte wiederum die kleine in Bewegung. Der Dampf wurde durch den Kondensator geleitet und kehrte als Flüssigkeit wieder zu der kleinen Pumpe zurück. So ging das nun immer weiter. Es war ein ewiger Kreislauf, den man mit der Arbeitsweise einer Dampfmaschine vergleichen konnte. Und es war die sparsamste Dampfmaschine, die jemals erfunden wurde. Die Kraftquelle war das Sonnenlicht und der Temperaturunterschied von sechzig Grad Fahrenheit. Die Bezeichnung Perpetuum Mobile war wohl kaum übertrieben.

Die Kraft der Dampfmaschine war auf dem Mars weit wirksamer als auf der Erde. Das lag an der dünnen Luft, die weniger Widerstand bot.

Meine rechte Hand, die den Schraubenschlüssel umklammert hielt, zitterte leicht. Eine Pumpe trieb die andere – ich konnte mich einfach nicht sattsehen und war in diesem Augenblick zweifellos der glücklichste Mensch des ganzen Universums. Stampfende Kolben und sich drehende Räder waren im Rahmen der Energieerzeugung die wichtigsten Faktoren. Ich hatte eine Kraftanlage in Kleinformat.

Kraft.

Kraft, die Hitze erzeugte und vielseitiger war als das Feuer. Damit, so schien es mir, konnte ich schon etwas anfangen. Vor allem war ich der qualvollen Stille entronnen, denn das Geräusch der Maschine wirkte wie Balsam auf meine Nerven.

Die Sonne versank hinter dem unwirklich nahen Horizont, und die Schatten wurden länger. Der kleinste Hügel, nicht größer als ein Maulwurfshaufen, warf ein meterlanges schwarzes Feld.

Die Maschine kam zur Ruhe, lief zunächst langsamer und blieb schließlich stehen. Sie hatte ihre Arbeit getan, und als ich wieder in den Raketenrumpf kletterte, sparte ich nicht mit dem elektrischen Strom und kochte mir eine warme Mahlzeit.

Ich schlief verhältnismäßig gut, und meine Schlafkurve erreichte gegen Morgen den tiefsten Punkt, so daß ich den Sonnenaufgang verschief. Ich erwachte schließlich durch das Hämmern der beiden Pumpen, die ihre Arbeit wieder aufgenommen hatten.

Ich sprang mit einem Satz von der Couch, schnallte die Sauerstoffmaske nebst Zubehör um und kroch in den kühlen Morgen hinaus. Ich verband nun die Elektromotoren serienweise mit den Pumpen und benutzte die zerrissenen Kabel und Stromleitungen, um sie mit der Batterie zu verbinden. So stand ich im frühen Sonnenlicht und beobachtete das Ampèremeter. Es klappte alles wie am Schnürchen. Ich kletterte wieder in die Rakete, um zu frühstücken. Dann stieg ich wieder hinaus und stellte zwischen zwei Motoren ein gemeinsames Spannungsfeld her, so daß die Batterie, die ich betrieben hatte, neu aufgeladen werden konnte. Diese primitive Behelfslösung bewährte sich einige Tage; dann kam ich auf die Idee, die Leistung meiner Maschine zu steigern. Ich stellte die Magnetbürsten der Spulen fester, nahm zwei Zellen aus der Batterie und konnte somit

Reserveenergien aufspeichern. Aber das war für die fernere Zukunft gedacht.

Ich hatte jetzt Hitze und Energie erzeugt, doch es war noch ein weiter Weg, bis es mir gelang, die Elektrizität in Luft und Wasser umzuformen.

Schon immer, noch vor dem Bau der Maschine, hatte ich an die Lösung rein biologischer Probleme gedacht und war überzeugt, daß ich nur dann eines natürlichen Todes sterben würde, wenn es mir gelang, ein luftdichtes Gewächshaus zu errichten, in dem ich Pflanzen züchten konnte. Dazu brauchte ich Glas. Dieses Material besaß ich aber so gut wie gar nicht. Pumpen, Elektromotoren, Rohre, geplatzte Tanks und so weiter hatte ich noch massenhaft. Mit diesem Material mußte ich eine direkte Lösung des Problems ansteuern.

Das Problem der Wasserversorgung löste ich in sechs Stunden. Ich hatte beobachtet, daß der nächtliche Tau sich in Rauhreif verwandelte, der bei Beginn der Morgendämmerung schmolz. Diese Feuchtigkeit nahmen die Wurzeln der Pflanzen auf. Was ich brauchte, war ein Behälter, in dem ich größere Mengen von Rauhreif einfangen konnte.

Meine Wahl fiel auf den geborstenen Wassertank. Der mußte zunächst einmal repariert werden, und das kostete Zeit.

Dann sog ich mit der Sauerstoffpumpe die Luft aus dem Tank und ließ andererseits die Marsatmosphäre wieder langsam einströmen.

Meine Theorie war, daß sich bei vermindertem Druck in dem Tank Dampfwolken aus der einströmenden Luft bilden würden, die an den Wänden als Tau ihren Niederschlag fanden, um dann wie Regentropfen herunterzulaufen. Hier-

bei mußte ich mir die irdischen Verhältnisse wieder aus dem Kopf schlagen, denn auf dem Mars betrug der totale Außendruck nur hundert Millibar. Dann hatte die Sauerstoffpumpe einen zu starken Motor, den ich kaum bändigen konnte und der außerdem zuviel Strom verbrauchte.

Wie gesagt, ich brauchte sechs Stunden, um ein dünnes Wasser-Gerinnsel nach unten zu locken. Als ich das geschafft hatte, fiel mir etwas ein, das meiner Auffassung nach weit wichtiger war: die Sauerstoffversorgung. Ich war mit diesem Element ziemlich großzügig umgegangen und mußte nach einer neuen Quelle Ausschau halten. Die einzige Quelle war die Marsluft, die nach den Aussagen irdischer Astronomen nur ein Prozent dieses kostbaren Stoffes enthalten sollte. Pumpen, die ich dem hydraulischen System entnommen hatte, standen mir noch zur Verfügung. Auch die Gyro-Motoren waren noch intakt, doch so sehr ich mein Gehirn anstrengte, sah ich keine Möglichkeit, mit diesen Motoren Atmungsluft zu produzieren. Doch Pumpen spielen bei einer Luftversorgung immer die Hauptrolle. Ich konnte nur hoffen, daß die Spektralanalyse der Marsatmosphäre sich mit irdischen Verhältnissen vergleichen ließ. Der atmosphärische Druck auf der Erde sank mit zunehmender Höhe immer weiter ab. Hier auf dem Mars herrschte etwa ein Druck wie auf dem Gipfel des Mount Everest. Dieser Druck würde sich in noch größeren Höhen entsprechend verringern. Aber an diesem Rechenexempel stimmte etwas nicht, denn bisher hatte man nicht den Druck auf der Marsoberfläche gemessen, sondern lediglich den der ihn umgebenden Lufthülle. Demnach bestand die Möglichkeit, daß es auf der Marsoberfläche mehr Sauer-

stoff gab, als die Wissenschaftler anhand komplizierter Messungen festgestellt hatten. Es lag an mir, genauere Untersuchungen vorzunehmen, und damit stand ich einem neuen Problem gegenüber.

Ich dachte einen Tag darüber nach, den nächsten und übernächsten.

Dann baute ich meine Anlage innerhalb des Raketenrumpfes. Ich mußte mit der kältesten Temperatur starten, die ich erzielen konnte und zu diesem Zweck die Luft nachts aufsaugen, besonders zu einem Zeitpunkt, in dem draußen hundertfünfzig Grad Fahrenheit Frost herrschte. In dieser Temperatur konnte ich nicht arbeiten, sie durfte sich lediglich auf den Apparat beschränken, den ich baute.

Zunächst saugte ich die Nachtluft in die Wasserkondensationsanlage und erzielte zwanzig Grad. Jetzt drückte ich die Temperatur weiter herunter und fluchte über die kleinen Pumpen. Es ist ein langwieriger Prozeß, die Luft zu verflüssigen und deren Einzelelemente gewissermaßen ‚herauszukochen‘.

Doch ich besaß genügend Pumpen, und da konnte eigentlich nichts schiefgehen. Sie waren zwar klein und ganz und gar nicht für diesen Verwendungszweck bestimmt, aber sie arbeiteten, konnten die Luft verdichten und genau das brauchte ich.

Die Luft wurde aus dem Wassertank gesogen und noch einmal verdichtet. Dann wurde sie durch ein Rohr wieder in den Tank zurückgeführt, um die Hitze abzureagieren, die sich bei der Kompression entwickelt hatte. Anschließend wurde sie mittels einer Düse in eine andere Kammer gesprüht, konnte sich ausdehnen und noch kälter werden.

Ich stellte die zweite Refrigeratoranlage gleichen Musters her und baute dann immer eine wie die andere. Jedes Kühlrohr wurde in die Ausdehnungskammer geführt. Als ich am Ende meiner Pumpen- und Motorenreserven angelangt war, baute ich um das ganze Ding eine Kiste, die ich mit Decken vollstopfte, die zur Hitze-Isolierung dienen sollten. Dann schaltete ich auf Rückkoppelung und schickte die gleiche kalte Luft wieder in den Kreislauf. Ich weiß nicht wie es kam, aber mein Kühltisch funktionierte. Fünf kleine Leitungsrohre mündeten in die Hauptleitung, die ein lebhaftes Zischen und Quirlen von sich gab. Die Angst, daß der Apparat in die Luft flog, sollte ich niemals ganz loswerden. Immerhin war es ein erhebender Augenblick für mich, als ich die ersten Sauerstoffkristalle in meine Maske füllte.

Seit meiner Bruchlandung auf dem Mars waren mittlerweile vierzehn Tage vergangen. Damals wäre mir nicht einmal im Traum eingefallen, daß ich Marswasser trinken und eigens von mir selbst präparierte Marsluft einatmen würde.

Ein Problem löste das andere ab, und jetzt war die Lebensmittelfrage an der Reihe. Wieder schienen vor diesem Problem alle anderen in den Hintergrund zu treten. Schon die Produktion von Wasser und Luft war mir so schwierig vorgekommen, daß ich an ein Gelingen noch immer nicht glauben wollte, obwohl schon einwandfreie Resultate vorhanden waren.

Die Pflanzen wuchsen über weite Flächen verstreut. Ich hätte sie mir also auf kilometerlangen Märschen zusam-

menlesen müssen. Aber ich hatte Wasser und konnte sie dadurch näher an mein Raketenasyl heranholen. Dann gab es möglicherweise noch etwas Eßbares: die Insekten und ihre seltsamen Honigwaben. Schmecken würde keins von beiden, doch es kam ja in erster Linie darauf an, den Hunger zu stillen.

Mit aller Energie versuchte ich die Lebensmittelfrage im direkten Angriff zu lösen. Wenn man überleben wollte, so durfte man keine großen Umwege machen. An jenem Morgen, an dem ich die Luft- und Wasserprobleme gelöst hatte, gönnte ich mir eine Stunde der Erholung. Ich kletterte aus der Rakete und betrachtete die fahlbraune Landschaft und das wechselvolle Farbenspiel des Himmels, der bald tiefblau und bald giftgrün schimmerte. Es war ein seltsamer Himmel, an dem auch tagsüber die Sterne nicht erloschen. Ich hatte Heimweh nach der Erde, aber dieses Gefühl konnte ich am besten bei der Arbeit überwinden. Was zu tun war, mußte sofort getan werden. Ich ging zum nächsten Pflanzenbüschel und begann die weitverzweigten Wurzeln vorsichtig aus der dünnen Erde zu lösen.

Schon stieß ich auf die erste Schwierigkeit. Ich kniete nieder, um die Pflanze noch einmal und genauer zu mustern. Ich brauchte sie nur mit den Fingern zu betasten, um die Erkenntnis zu gewinnen, daß die rötlich-grünen und saftig aussehenden Wurzelranken so zäh waren wie trockenes Leder. Vielleicht waren die Wurzelenden in der Tiefe ein wenig weicher. Aber das war ein Irrtum, denn die Wurzeln waren so fein und verzweigt, daß man sie mit dem bloßen Auge kaum entdecken konnte.

Jede Pflanze, die ich herausziehen wollte, kam ohne

Wurzelstrunk zum Vorschein – wie dicht über dem Boden abgeschnitten.

Ich hatte schließlich eine Handvoll zäher Stengel und hundert Gramm dessen, was man auf der Erde als ‚Blätter‘ bezeichnet hätte, weil es grün aussah. Es erinnerte mich an eine Sorte Kräuselgras und machte noch den schmackhaftesten Eindruck.

Ich kehrte in das Raketenwrack und in die Kombüse zurück. Auf dem elektrischen Ofen brachte ich einen Topf Wasser zum Kochen und legte die Blätter hinein. Eine Viertelstunde ließ ich sie kochen und sah geduldig zu. Dann angelte ich mir ein Blatt heraus und versuchte es zu essen. Aber was hatte ich mir beim Kochen eigentlich gedacht? Diese Blätter waren die größten Temperaturschwankungen gewohnt, denen sie Tag und Nacht ausgesetzt waren. Und wenn die Blätter eine Viertelstunde lang in sprudelnd kochendem Wasser gelegen hatten, so sagte das noch gar nichts. Jetzt begriff ich auch, weshalb die Bewohner des Mount Everest sich auf dem Gipfel keinen Tee brauen konnten. Hätte ich von dieser Pflanzenbrühe gegessen, hätte ich mir genauso gut eine Handvoll Heu zwischen die Zähne schieben können.

Einen Druckkocher besaß ich nicht und kam daher nicht umhin, wieder einmal zu improvisieren. Ich machte mir die Sache leicht und belastete den Topfdeckel mit Eisenstücken. Wenn der Dampfdruck zu stark wurde, konnte er entweichen, ohne den Wassertopf auseinanderzusprengen. Da legte ich die Pflanzenfasern hinein und ärgerte mich schon im voraus darüber, daß ich für jede Mahlzeit die dreifache Menge Elektrizität benötigen würde. Dann war ich bald

wieder dort angelangt, wo ich so hoffnungsvoll begonnen hatte, und mußte wieder neue Kraftquellen erschließen.

Ich setzte den Topf also auf die Glühplatte und verließ die Rakete. Eine halbe Stunde lang beobachtete ich die Insekten. Nie bekam ich mehr als eines in mein Blickfeld; sie hatten sich nach einer bestimmten Methode im Gelände verteilt und besaßen die Angewohnheit, sich direkt und ohne Umwege ihren Nestern zu nähern. Sie hatten weder von mir noch von dem Raketenwrack Notiz genommen. Überhaupt reagierten sie sehr eigenartig, Als ich die Maschinen baute und allerlei Eisen in der Gegend herumlag, hatte ich die Insekten beobachtet. Angesichts eines Hindernisses zogen sie sich zuerst zurück, nahmen eine Art Anlauf und versuchten es zu überklettern. Wenn das unmöglich war – sie hatten weder die Energie noch die Adhäsion unserer Insektenarten – , beschrieben sie Halbkreise, die immer größer würden und erst dann ihr Ende fanden, wenn sie rechts oder links an dem Hindernis vorbeigekrochen waren. Dann setzten sie ihren schnurgeraden Weg in Richtung Nest wieder fort.

Ich fing einige der Insekten und steckte sie in eine Kiste, die ich mit zur Rakete nahm.

Jetzt mußte ich noch ein Insektennest untersuchen, und mir war nicht ganz wohl bei diesem Gedanken. Ich löste im Wrack ein paar Aluminiumstangen, die ich als Stocher zu benutzen gedachte. Ich kroch hinaus, schulterte die Stangen und marschierte in die Richtung, wo ich ein Insektennest gesehen hatte. Ich kam mir vor wie ein kleiner Junge, der in einem Ameisenhaufen stochern will und diesem Augenblick mit Spannung entgegensieht. Ich griff das Nest

von der Seite an, stocherte, blieb abwartend stehen und stocherte weiter.

Doch es geschah nichts, und gerade weil nichts geschah, fühlte ich mich unsicher. Die Insekten gingen nicht zum Gegenangriff vor, wie es irdische Ameisen zweifellos getan hätten. Nur die Insekten, die direkt unter meinem Stochern zu leiden hatten, krochen einigermaßen ratlos herum. Eins kroch direkt auf mich los, machte vor meinen Schuhspitzen halt, wich zurück, beschrieb den Halbkreis und kroch an mir vorbei.

Als ich die Seite des Nestes aufgebrochen hatte, sah ich den Querschnitt ihrer Höhlen und Wege. Nach wie vor nahm keines Notiz von mir. Ein Insekt fiel herunter, rappelte sich auf und begann sich im Kreis zu bewegen.

Soweit ich die Lage überblicken konnte, würden bei Einbruch der Nacht alle ihrer Unterkunft beraubten Insekten sterben. Sie machten keinerlei Anstrengung, mit dem Wiederaufbau des zerstörten Nestes zu beginnen. Ich dachte flüchtig daran, als ich das entdeckte, was ich eigentlich gesucht hatte: ein Wabengebilde mit tassengroßen Löchern und einer grünlichen Flüssigkeit darin. Ich füllte eine Probe ab und richtete das Nest halbwegs wieder so her, wie ich es vorgefunden hatte. Hoffentlich hatten die Insekten soviel Intelligenz, die Inneneinrichtungen von sich aus zu reparieren. Ich bezweifelte es jedoch. Seit Millionen von Jahren war das Leben dieser Insekten wie ein Uhrwerk abgelaufen, schon die leichteste Veränderung konnte sie sterben lassen. Ich hoffte es nicht.

Angenommen, es handelte sich bei dieser Flüssigkeit wirklich um genießbaren Honig, so mußte ich von Zeit zu

Zeit ein Nest ausheben. Ich sah mich schon zu einem Nomadenleben verdammt und die ganze Marsoberfläche nach Insektennestern absuchen.

Der Wassertopf fiel mir ein und ich rannte eilig zur Rakete. Ich konnte nur hoffen, daß das Wasser nicht verdunstet war. Die Insekten, die ich vorhin aufgelesen hatte, nahm ich mit hinein.

Aber das Wasser war noch nicht verdunstet, und als ich den Deckel abhob, leuchtete mir eine grüne Flüssigkeit entgegen. Das Resultat meiner Kochkunst war beunruhigend ...

Zweifellos hatte das kochende Wasser Bakterien und Krankheitserreger getötet. Ob die Brühe giftig war, das würde ich schon merken.

Ich stellte ein Glas Wasser in Reichweite und schob mir einen der ausgelaugten Stengel in den Mund.

Kein Geschmack. Zuerst nicht. Dann das schwache Aroma von Salmiakgeist. Es gab noch ein Aroma, aus dem ich nicht klug wurde. Egal, es reichte mir, um mein Experiment sofort zu beenden.

Anschließend nahm ich ein Insekt aus der Kiste, um es mit einem scharfen Messer zu zerlegen. Ich hatte kein Chloroform noch sonst irgendein wirksames Betäubungsmittel.

Schon nach dem ersten Schnitt stellte ich fest, daß es kein Insekt war, sondern eher ein Wirbeltier. Aber auch diese Bezeichnung stimmte nicht ganz, es hatte kein Skelett, sondern nur eine lederne Haut. Die Beine bestanden aus Knorpeln.

Im Gegensatz zu den irdischen Insekten, die aus drei

Sektionen bestanden, wies dieses nur zwei Hälften auf. Das Hinterteil mit seinen vier Beinen erinnerte an den Rumpf eines Flugzeuges; das Vorderteil hatte zwei Beine und einen langen Rüssel.

Innerhalb des Rumpfes entdeckte ich ein Organ, das kein Insekt der Erde aufweist: eine Lunge. Man konnte sagen, daß das halbe Körpergewicht eine Lunge war. Alle anderen Organe waren nur wenig entwickelt und obwohl ich sie durch das Mikroskop betrachtete, vermißte ich die Gehirnsubstanz.

Es schien, als wäre das Auge das Gehirn, denn ein Nervenstrang endete dort.

Ich hatte keine Lust, dieses Tier noch weiter zu zerlegen und räumte seine Überreste so rasch wie möglich weg. Es war möglich, daß ich mein Leben auf dem Mars mit einer Diät von ‚Insekten‘-Lungen fristen konnte. Doch aller Wahrscheinlichkeit nach würde ich dann an fortschreitendem Brechreiz sterben.

Ich hatte noch den ‚Honig‘, aber ich wußte inzwischen, daß es kein wirklicher Honig war.

Es war spät geworden. Wie immer saß ich in meinem Wrack und arbeitete im Lichtschein einer einsamen Glühbirne. Um mich herum war das kalte Glitzern des Metalls, das einmal sinnvoll geordnet war und jetzt an die Szene eines surrealistischen Bühnenstückes erinnerte. Wollte ich in der Kombüse arbeiten, mußte ich erst den Ofen zur Seite rücken und auf die Platte stellen, die einmal ein Teil der Wand gewesen war, wo jetzt wiederum mein Tisch stand. Nichts befand sich mehr auf seinem alten Platz, alles war verrutscht, zerbeult oder zerbrochen.

Ja, ich erinnere mich noch an den ‚Marshonig‘. Zuerst

kochte ich ihn, vorher wagte ich nichts anzurühren. Er hatte nicht das Salmiakaroma der Pflanzen. Es ist fast unmöglich, dieses Aroma zu beschreiben. Es ist leicht, von irgendeinem aromatischen ‚Gewürzcocktail‘ zu sprechen, und doch trifft das nicht zu. Es roch hauptsächlich nach Alkohol, nach einem Benediktiner-Likör.

Die Masse verflüchtigte sich schon bei einer sehr niedrigen Temperatur und hinterließ auf dem Boden des Kochtopfes keinerlei Spuren.

Ich fand eine Röhre, die einstmals ein wichtiger Bestandteil der Luftversorgung war. Ich bohrte ein Loch in den Deckel einer Kasserolle, steckte die Röhre hinein und verband sie mit einem Gummischlauch, den ich wieder in einen anderen Behälter leitete. Mit einem Wort, ich stellte wohl einen der primitivsten Destillierapparate her, die es jemals gegeben hatte. Dann beobachtete ich die goldgrüne Flüssigkeit, die aus dem Schlauchende tropfte.

Es war kein Alkohol. Es schmeckte auch nicht danach. Ich streckte die Zunge aus und ließ einen Tropfen darauffallen. Es kribbelte wie gepfeffertes Mineralwasser.

Alkohol war es nicht, doch drei Tropfen genügten, um mir das Gefühl angenehmer Trunkenheit zu verleihen. Noch ein Tropfen, und mein Urteilsvermögen war derart geschwächt, daß ich meine Zunge überhaupt nicht mehr weggezogen hätte.

Und mir wurde immer leichter zumute. Ich grinste vor mich hin wie ein Idiot und führte die interessantesten Selbstgespräche. „Wenn du jemals wieder zur Erde zurückkehrst“, sagte ich, „wirst du dafür sorgen, daß dieser Likör die Welt erobert.“

Wenn dieses Zeug Nährwert hatte, wenn man es als Nahrung bezeichnen konnte, so brauchte ich nicht zu verhungern. Aber ich wußte, daß es äußerst heimtückisch und gefährlich war.

Gegen Mitternacht – ich hatte noch einige Tropfen auf meiner Zunge zerfließen lassen – stülpte ich mit dem letzten Rest Verstand meine Sauerstoffmaske über, kroch hinaus und kippte die flüssige Marsnahrung einfach weg.

Ich entsinne mich noch einer Illustration in dem weltberühmten Buch über Robinson Crusoe, das ich als kleiner Junge gelesen hatte. Robinson stand auf einem Vorgebirge, und sein Blick schweifte weit über die Insel. Aber er lebte immer noch auf der Erde und, atmosphärisch gesehen, unter den gleichen Verhältnissen wie auf dem Festland. Bei mir war das anders. Während Robinson Wildbret erlegen und Früchte essen konnte, stand mir nichts Gleichwertiges zur Verfügung.

Für den Bau des Fahrrades – ich hatte meinen Traum nicht vergessen – benötigte ich eine Woche. Ich klaubte mir alle Teile zusammen, die mit einem Kettenfahrzeug in Verbindung gebracht werden konnten. Ich brauchte einen fahrbaren Untersatz.

Ich hatte anfangs an ein Dreirad gedacht, doch dann fiel mir noch dieses und jenes ein, so daß ein regelrechter Traktor daraus wurde. Zwei Ketten, die über vier Kettenräder liefen, auf jeder Seite zwei. Darüber befand sich eine Plattform mit einer Kiste für die nötigen Gerätschaften.

Die Pedale, es waren früher einmal Kurbelwellen gewesen, trieben das Fahrzeug an. Ein Elektromotor sorgte dafür, daß kleinere Steigungen ohne viel Kraftanstrengung

genommen werden konnten. Auf der Erde hätte dieser – mit der Größe des Fahrzeuges verglichen – winzige Motor total versagt, doch auf dem Mars hatten alle Gegenstände kaum die Hälfte ihres irdischen Gewichts. Die Steuerung war die gleiche wie bei einem Fahrrad.

Alle Maschinenteile stammten aus dem Innern der Rakete. Das Vorderrad war eine jener großen Scheiben, die während des Raketenfluges als Stabilisatoren gedient hatten.

In den Kasten der Plattform packte ich einen Behälter mit flüssigem Sauerstoff. Dann konnte meine Expedition starten. Ich vertauschte meine tragbare Sauerstoffmaske mit dem Atmungsapparat, den ich auf meiner Fortbewegungsmaschine installiert hatte, und kletterte in den Reitsitz. Ich trug kein Gewehr auf dem Rücken, sondern ein Teleskop, und auf dem rechten Handgelenk einen selbstgebastelten Kompaß.

Weiter gehörte mein alter Raumanzug zur Ausrüstung. Außerdem hatte ich noch Trommeln, in denen ich Lebewesen und Pflanzen sammeln wollte. Sie sollten an Ort und Stelle untersucht und ausgewertet werden, und zu diesem Zweck hatte ich weitere Linsen des Periskops ausgebaut. Ich hatte auch einen Hammer, den ich für geologische Untersuchungen zu verwenden gedachte. Ich konnte damit kleine Gesteinsbrocken losschlagen. Natürlich führte ich auch Wasser mit.

Nach den zu meiner Zufriedenheit verlaufenen kleineren Tagesausflügen setzte ich meine künftigen Marschrouten fest. Zuerst hatte ich Angst, die Richtung und den Kontakt

mit dem Raketenwrack zu verlieren. Bei einem Tagesausflug legte ich fünfzig Meilen zurück, das waren auf der Marskugel zwei Breitengrade. Auf der Rückfahrt hatte ich immer Angst, das Raketenwrack zu verfehlen und atmete auf, wenn ich am Horizont das Metallgehäuse schimmern sah.

Hatte mein Fahrradtraktor einen Defekt, den ich nicht beheben konnte, dann sah meine Zukunft nicht gerade rosig aus. Denn mein Sauerstoffvorrat reichte nur vierundzwanzig Stunden. Es war wichtig, im Falle einer Gefahr in schnurgerader Richtung und damit auf dem kürzesten Weg auf das Wrack loszuradeln. Ich errichtete auf der höchsten Spitze der Rakete einen Mast von dreißig Fuß Höhe, an dem ich einen Stoffetzen befestigte. Dann fuhr ich in alle Richtungen und grub sechs kleinere Maste ein, gerade so weit von der Rakete entfernt, daß ich den flatternden Stoffetzen sehen konnte. Sah ich einen dieser kleineren im Kreis aufgestellten Mäste, so konnte ich auch nicht die Rakete verfehlen.

Mag sein, daß es sich um eine übertriebene Vorsichtsmaßnahme handelte, aber niemand kann die fürchterliche Einsamkeit der Marsoberfläche beschreiben. Nicht einmal auf dem Nordpol und in den eisigen grönländischen Gletscherwüsten kann sich ein Mensch so einsam fühlen. Da hat er immer noch den irdischen Himmel über sich und steht vielleicht mitten im Schneegestöber. Er mag sich zwar ziemlich verlassen vorkommen, aber die Luft kann er atmen und weiß auch, daß er in hundert oder tausend Meilen Entfernung Menschen antrifft. Auf dem Mars hatte ich weder Sturm noch Schneegestöber, zu fürchten, sondern

nur die quälende Stille, und das war eine der schwersten Nervenbelastungen.

Ich wußte, daß mir auf dieser Expedition der kleinste Unfall das Leben kosten konnte. Ein verstauchter Fuß – und ich war geliefert. Das Raketenwrack war mein Leben, meine einzige Lebensmöglichkeit.

Um noch einmal von meinem Kompaß zu sprechen, so zeigte die Nadel um die Mittagszeit auf die Sonne. Doch wie war es auf dem Mars mit den magnetischen Kräftefeldern bestellt? Irdische Naturgesetze galten hier nicht.

Der Abschied von meinem Raketenwrack fiel mir gar nicht so leicht. Ich trug noch Erdproben hinein und maß den genauen Abstand der Pflanzen. Ich zählte die Insektenester, die ich von meinem Standort aus sehen konnte. Dann machte ich eine halbe Tagesreise in Richtung Süden der Sonne entgegen, wobei ich bezweifelte, ob die Sonne auch wirklich im Süden stand. Ich radelte zum Wrack zurück und wertete meine Beobachtungen aus.

Dann entschloß ich mich zu meiner ersten längeren Reise nach Norden – Übernachtung miteinbegriffen.

Ich bestieg mein Fahrzeug, als die Sonnenstrahlen irgendwo durch die obere Atmosphäre drangen und in eine hellgrüne Farbe zerflossen, in der die Sterne zu schwimmen schienen. Es war um diese Stunde kalt auf der Marsoberfläche, elend kalt und ungemütlich. Hätte ich einen Begleiter, gehabt und keine Maske vor dem Gesicht, würde ich wohl trotzdem kein Wort mit ihm gewechselt haben. Aber ich vermißte ihn. Ich begriff, daß es oftmals nicht leicht ist, gute Freunde zu verlassen und sich ins unbekannte Abenteuer zu stürzen. Doch es ist noch schlimmer, wenn

man sich von überhaupt keinem Freund verabschieden kann.

Meine Reiseroute wich ein wenig von derjenigen ab, die ich schon einmal während eines halbtägigen Ausflugs genommen hatte. Ich kam durch ein Gebiet, in dem keine Pflanzen wuchsen. Zur rechten Seite sah ich eine Art Sanddüne. Ich hielt einen Augenblick an, um mich von den Strapazen des Tretens auszuruhen. Ja, es war nur Sand. War er quarzhaltig, dann konnte ich daraus vielleicht Glas schmelzen. Ich nahm mir eine Probe, stieg wieder auf und radelte weiter.

Um die Mittagszeit endete die Sanddüne, und ich stieg wieder ab, um die Zwischenräume der Pflanzen zu messen. Sie stimmten mit meinen früheren Notizen überein. Mein Forschungsfieber stieg. Glücklicherweise konnte ich mich noch immer über die kleinsten Entdeckungen begeistern. Wäre das nicht der Fall gewesen, hätte mein Lebenswille längst gestreikt.

Ich mußte etwas essen. Das war ein schwieriges und gefährliches Unternehmen. Einmal hatte ich schon versucht, die reine Marsluft zu atmen, doch mir war sofort schwindlig geworden, und ich konnte nur mit letzter Kraft die Maske aufsetzen. Ich saß neben meinem Fahrrad; über mir der blauschwarze Mittagshimmel mit seinen unermüdlich funkelnden Sternen und der Sonne. Ich holte noch einmal tief Luft, nahm vorsichtig die Maske ab, trank einen Schluck des mitgeführten Wasservorrates und setzte die Maske wieder auf. Das Essen war noch schwieriger und vollzog sich mit der gleichen Zeremonie.

Anschließend saß ich noch fünf Minuten da und hätte

mich gern mit jemand unterhalten. Was hätte ich selbst für die überflüssigste Diskussion gegeben! Wenn nur jemand da war, der antworten konnte. Menschen, dachte ich grimmig, brauchen Gesellschaft. Ohne einen Erfahrungsaustausch wäre aus dem Menschen nie das geworden, was er heute ist. Ohne Worte, ohne das persönliche Gespräch und die sich daraus ergebenden Lösungen von Problemen wäre sein Gehirn auf der Intelligenzstufe eines Schimpansen stehengeblieben.

Ich bestieg wieder mein Vehikel und setzte die Fahrt fort.

Die Pflanzen standen jetzt dichter zusammen, aber das machte meinem Vehikel nichts aus; sie waren nicht hoch genug, um einen ‚Verkehrsunfall‘ zu verursachen. Ich fuhr über sie hinweg. Die ständigen Wellenbewegungen meiner fahrbaren Unterlage waren nicht angenehm, setzten aber auch nicht die Geschwindigkeit herab. Pflanzen waren in jedem Fall besser als Steingeröll. Doch nach einiger Zeit ärgerte ich mich doch ein wenig, daß ich versäumt hatte, meinen Sattel mit Spiralfedern zu versehen.

Die Entfernung, die ich vor Einbruch der Dunkelheit zurücklegen konnte, war mein Tagespensum. In der Morgendämmerung des folgenden Tages wollte ich dann zum Wrack zurückkehren und es noch vor Einbruch der Dunkelheit erreichen.

Es war ungefähr drei Uhr nachmittags, als ich feststellte, daß der Pflanzenteppich meine Fahrt langsam aber sicher behinderte. Ich überlegte, ob sich eine Weiterfahrt noch lohnte. In der Nähe eines Insektennestes stieg ich ab. Die fremden Kreaturen, die ich mangels eines anderen Wortes ‚Ameisen‘ nannte, waren mir auf dem ganzen Weg begeg-

net; ich hatte ihnen ständig ausweichen müssen. Jetzt fiel mir ein, daß ich auf der letzten Strecke kaum welche gesehen hatte. Dafür sah ich merkwürdigerweise, daß die obere Öffnung des Nestes geschlossen war. Was hatte das zu bedeuten?

Ich starrte das Nest an. Es war von der gleichen Bauart der Nester, die ich schon gesehen hatte, die gleiche stumpfe Pyramidenform und aus der unveränderlichen Marserde gebaut. Aber die Öffnung war geschlossen, und es schien kein Leben in der Pyramide zu sein.

Zur Abwechslung betrachtete ich die Pflanzen. Hatten sie ihre Blüten verloren? Hing das wiederum mit dem verschlossenen Nest zusammen? Obwohl die Pflanzen hier besonders üppig waren, sah ich keine einzige Blüte. Die Landschaft vor mir war grün, es fehlten die rosafarbenen und violetten Punkte der Blüten.

Das mußte ich mir aus der Nähe betrachten. Seufzend kletterte ich wieder in den Sattel, radelte eine halbe Stunde und stoppte. Die Pflanzen waren blütenlos und einen Fuß hoch. Aber nicht deshalb hielt ich an, denn ich sah auf der Spitze einer Pflanze eine grüne runde Frucht.

Die grüne Frucht war größer als eine Ananas. Mir genügte, wenn sie nur halb so gut schmeckte. Doch als ich sie aufschneiden wollte, war die Schale so zäh wie meine Schuhsohlen.

Ich erinnere mich noch eines Bildes, das meinen berühmten irdischen Vorgänger Robinson darstellte. Leicht vornübergebeugt stand er an dem einsamen Strand und betrachtete den Abdruck einer nackten menschlichen Fußsohle.

So mußte ich diese stachlige Ananasfrucht angestarrt haben. Es war die Frucht, nach der ich allem Anschein nach gesucht hatte. Doch in dem Augenblick, als ich sie fand, wurde mir klar, daß ich nicht allein war. Ich hatte einfach nicht an ein Leben auf dem Mars geglaubt. Das war mir genauso phantastisch erschienen wie der legendäre Schneemensch im Himalaja-Gebirge. Der Gedanke, daß diese Früchte für irgend welche Lebewesen bestimmt waren, denen sie als Nahrung dienten, ließ meine Haare zu Berge stehen. Klein waren diese Lebewesen bestimmt nicht!

Mit einem Wort, mir wurde unheimlich zumute. Daß ich mich nicht besser fühlte, als ich eine Frucht entdeckte, die zur Hälfte abgebissen war, versteht sich nur am Rande. Mir war, als müßte ich mich auf Zehenspitzen davonschleichen.

Und dann sah ich neben der Staude einen Fußabdruck, der nur von einem Riesen stammen konnte! Von mir war er jedenfalls nicht, das kann ich beschwören. Ich sah mir die nähere Umgebung der Pflanze an und stellte angesichts der niedergetretenen Wurzeln fest, daß die zweibeinige Kreatur aus nordöstlicher Richtung gekommen war, an der Pflanze haltgemacht hatte, um sich dann in nordwestlicher Richtung zu bewegen. Der Himmel weiß, daß ich nicht die leiseste Ahnung vom Spurenlesen hatte, aber das hier waren Fußabdrücke und so deutlich zu erkennen wie am Meeresstrand. Und jede Spur war ungefähr drei Meter von der anderen entfernt! Dieser Kreatur konnte ich, ohne mich zu bücken, durch die Beine laufen, und sie merkte es nicht einmal – wenn ich Glück hatte.

Aber ich wußte nicht genau, um welch ein Lebewesen es

sich handelte. War es eine Menschenrasse, ein Vogel, ein Säugetier?

Vor Sonnenuntergang zog ich mich in den unfruchtbaren Teil der Wüste zurück und schlug dort mein Camp auf. Auch früher hatte ich an die Schwierigkeiten und Gefahren gedacht, die ein Lager auf der freien Marsoberfläche mit sich brachte. Ich hatte entsprechend vorgesorgt und den Weltraumanzug sowie eine zeltplanähnliche Decke mitgenommen, um die Nacht lebendig zu überstehen.

Aber jetzt fürchtete ich mich weniger vor der Kälte ...

Es war nicht so kalt, wie ich vermutet hatte. Ich habe schon den Tau erwähnt, der die einzige Feuchtigkeit bildete. Tau fiel eine ganze Menge und verwandelte sich in Rauhref. Die Segeltuchdecke war straff gespannt.

Ich hatte mich bei Sonnenuntergang in das Zelt zurückgezogen und meinen Weltraumanzug so weit aufgeblasen, daß er mich gegen die Kälte isolierte. Doch jetzt, nach einer Stunde, stand ich auf und trat in die kalte Marsnacht hinaus.

Es war nicht leicht, mit meinem unförmigen Anzug aus dem engen Zelt zu kommen. Draußen legte ich mich wieder auf den Rücken und betrachtete die Sterne, die des Nachts an die auf der Erde sichtbaren Sterne erinnerten. Ich drehte ein wenig den Kopf und sah einen der beiden kleinen Monde über mir; der andere stand im Westen. Ich rappelte mich wieder auf.

Es war völlig still. Daran hatte ich mich gewöhnt. Es war die größte und einsamste Landschaft im Umkreis des Raketenwracks. Bis ich auf dem Mars landete, hatte ich nie gewußt, was man unter einer ‚totalen Stille‘ verstand.

Doch warum hatte ich mein Zelt verlassen? Bestimmt nicht, um die Sterne und die beiden Monde zu bewundern oder weil ich nicht schlafen konnte. Ich hatte mich nur in dem kleinen Zwischenraum von Zelt und Fahrrad bewegt, um nur ja nicht die Orientierung zu verlieren. Jetzt drehte ich mich langsam im Kreis und ließ meine Blicke über den ganzen Horizont schweifen. Er war so leer wie immer. Der Mars schien kein Planet für Nachttiere zu sein.

Mir war unheimlich. Die riesigen Spuren beschäftigten meine Gedanken. Ich ging ein wenig auf und ab. Morgen mußte ich zum Wrack zurückkehren. Dieser Plan duldet keinen Aufschub. Ich hatte eine Probe dieser grünen Frucht eingesteckt, wagte aber nicht, sie an Ort und Stelle zu probieren und zu analysieren. Dazu war keine Zeit, denn die geringste Verzögerung konnte katastrophale Folgen haben.

Selbst wenn es sich um eine eßbare Frucht handelte, konnte ich mich nicht ausschließlich von ihr ernähren.

Wieder dachte ich an das Lebewesen mit den riesigen Spuren. Es konnte die größte Lebensform sein, die der Mars aufzuweisen hatte, und vielleicht war sie sogar intelligent.

Die Tiere der Erde besitzen ja auch einen gewissen Intelligenzgrad. Und die Menschen essen trotzdem ihr Fleisch. Ich bin nie Vegetarier gewesen, aber ein Mensch, so fand ich, hat nicht das Recht, ein Lebewesen von einem anderen Planeten zu töten; es sei denn in Selbstverteidigung.

Ich wälzte noch eine Menge solcher und ähnlicher Gedanken, wobei ich langsam auf und ab ging. Ich spazierte immer nur so weit, daß ich mein Zelt auch mit geschlossenen Augen gefunden hätte. Bis zu jenem Nachmittag, an

dem ich die Riesenspuren entdeckte, war mir der Gedanke an eine Waffe noch nie in den Sinn gekommen. Ich sah in mir eine einsame Kreatur, die sich nur über ihr eigenes Wohlergehen Kopfzerbrechen machte; eine Bedrohung durch fremde Lebewesen war mir absurd erschienen.

Morgen würde ich wieder zurückkehren – der Tag fing ja sowieso bald an – und mir aus den Bestandteilen der Rakete Pfeil und Bogen zurechtzimmern. Diese Waffe würde mich wenigstens beruhigen, dann konnte ich noch einmal hier Umschau halten, wenn die Pflanzen im Bereich meines Raketenwracks noch keine Früchte trugen. Doch erst mußte ich einmal ausprobieren, ob die Frucht essbar war – und was für einen Marsbewohner eine Delikatesse ist, braucht einem Menschen noch lange nicht zu schmecken.

Ich fühlte mich müde und kroch wieder in mein Zelt.

Dann sah ich durch das Visier meines Anzugs ein Licht, ein bewegliches Licht am westlichen Horizont. Zuerst dachte ich an eine Sternschnuppe, dann an ein überdimensionales Glühwürmchen.

Ich stand auf und blieb unbeweglich stehen. Ich schloß meine Augen, öffnete sie und wiederholte das wenigstens zehnmal. Nein, das war weder eine Sternschnuppe noch ein Glühwürmchen. Es hatte einen grünen Schein und leuchtete mich plötzlich an: ein Lichtstrahl, der an den Schein einer Taschenlampe erinnerte.

Instinktiv ließ ich mich auf Hände und Knie nieder; wenige Sekunden später lag ich flach auf dem Boden. Das Licht bewegte sich in meine Richtung, bevor es den Horizont entlanggeisterte und nach rechts verschwand.

Aber es war nicht allein das Licht, das mich in Deckung

gehen und ängstlich die Ohren spitzen ließ. Ich hörte die Schritte zwar nicht, spürte aber, daß der Boden fast unmerklich vibrierte.

Das Licht und die Vibrationen lösten in meinem Hirn einen Wirbel von Vermutungen aus. Ich hatte an ein Fahrzeug gedacht, Menschen oder menschenähnliche Kreaturen, Zivilisation, Straßen, Dörfer, Städte.

Aber das Vibrieren des Bodens konnte beispielsweise auch von einer dahinziehenden Elefantenherde ausgelöst werden.

Drei Stunden später saß ich auf dem Fahrradgestell. Ich hatte mich nach meiner Uhr gerichtet und startete schon eine halbe Stunde vor Anbruch der Morgendämmerung. Es war stockfinster, doch vor Schlaglöchern und ähnlichem brauchte ich mich nicht zu fürchten.

Ich fuhr meinem Raketenasyl entgegen – so dachte ich wenigstens – , um dort die Vorbereitungen einer Expedition in südliche Richtung in Angriff zu nehmen.

Ich fuhr quer durch die Wüste, wurde aber das Gefühl nicht los, daß mich die unheimlichen Lebewesen von irgendwoher beobachteten. Ich hatte am Vortage ziemlich viel Energie verbraucht und nachts außerdem kaum geschlafen. Um die Mittagszeit, die Sonne brannte wie irrsinnig, machte ich die betrübliche Feststellung, daß ich noch nicht einmal die halbe Strecke geschafft hatte, obwohl ich eine halbe Stunde früher aufgestanden und gestartet war.

Die sich endlos ausdehnende Wüste kam mir noch einsamer, noch verlorener, noch trostloser vor als gestern um die gleiche Zeit.

Hatte ich mich verirrt?

Lange kämpfte ich gegen dieses verzweifelte Gefühl an, aber die Furcht wurde immer stärker. Eins hatte ich mit Sicherheit verloren: die Spur. Fand ich vor Sonnenuntergang nicht das Wrack, dann sah es sehr, sehr böse für mich aus. Mir würde nur noch eine kurze Galgenfrist bleiben. Sparte ich nachts mit dem Sauerstoffvorrat, so konnte ich den Tagesanbruch noch um eine halbe oder ganze Stunde überleben. Aber dieses Warten konnte ich mir nicht vorstellen. Ich konnte nicht glauben, daß ich des Nachts ruhig und mit über dem Weltraumanzug verschränkten Händen daliegen würde mit dem peinigenden Gedanken: Wenn die Sonne aufgeht, hast du höchstens noch eine Stunde zu leben. Da würde ich eher im Mondschein weiterfahren, immer heftiger atmen und somit den Sauerstoffvorrat schon wesentlich früher verbrauchen.

Endlich sichtete ich aufatmend den östlichsten Außenmast, den ich zu meiner Orientierung vorgesehen hatte. Niemand war glücklicher als ich. Entweder funktionierte mein Kompaß wirklich einwandfrei oder er richtete sich nur nach den magnetischen Feldern des Raketenwracks. Doch seine Arbeitsweise sollte mich im Augenblick wenig kümmern.

Dann erkannte ich auch schon den Flaggenmast auf dem Wrack und radelte darauf zu. Ich erreichte es bei Einbruch der Dunkelheit.

Ich kroch durch die Druckkammer und nahm Zuflucht in der nach süßer Erdluft duftenden Rakete. Nur ein Hund, der von seinem Herrn ins warme Wohnzimmer eingelassen wird, konnte sich so freuen wie ich. Ich war zu müde, um etwas zu essen, dafür trank ich zwei Becher frisches, klares

Wasser und legte mich auf die Couch des Kontrollraums. Ich hatte damit gerechnet, augenblicklich in tiefen Schlaf zu fallen und am nächsten Morgen in einer besseren Kondition zu erwachen.

Aber ich lag wach und betrachtete die Glühbirne wie ein kleines Kind den Christbaumschmuck. Die Stahlhülle, die mir Unterkunft, Luft, Wasser und Nahrung gewährte, war nicht der Mars, sondern ein Stück irdische Heimat. Alles war auf der Erde gemacht worden. Wenn ich beispielsweise eine Schraube sah, so stellte ich mir im Geiste den Mechaniker vor, der sie festgezogen hatte. Ja, es war ein Stück Erde, das zweifellos eine beruhigende Wirkung auf mich ausübte. In der Rakete fühlte ich mich der Erde noch am nächsten.

Der Mars war fremder, größer und unbekannter, als ich ihn mir jemals vorgestellt hatte.

Ich war ein Narr. Warum hatte ich nicht schon früher an die Existenz von Lebewesen gedacht? Kurz vor der Landung hatte ich riesige Flächen der Marslandschaft gesehen und hätte mir ausrechnen können, daß irgendwo Leben existieren mußte. Ich kannte den Mars noch lange nicht. Angenommen, ein Wesen von einem anderen Planeten landete in Lappland. Da gab es auch nicht viel zu sehen, und sein erster Eindruck wäre gewesen, daß es überall auf der Erde so aussah wie in seiner unmittelbaren Umgebung. Dann hätte er im Laufe der Wochen und Monate plötzlich eine Rentierherde gesehen. In der Sahara wäre ihm als erstes Lebewesen ein Kamel aufgefallen. Nein, ich konnte mir von diesem Planeten noch kein umfassendes Bild machen.

Doch was würde geschehen, wenn auch diese Lebewe-

sen mit den Jahreszeiten wanderten und plötzlich in der Nähe meiner Rakete auftauchten?

Ich schlief ein, aber meine innere Ruhe war zum Teufel, und ich hatte die wildesten Alpträume.

Als ich aus wilden Träumen erwachend nach der Uhr blickte, war es Mittag oder Mitternacht. Im Inneren der Rakete wußte ich nicht, ob draußen Tag oder Nacht herrschte, da mußte ich immer erst nach der halbvergrabenen Einstiegluke blicken.

Draußen war es hell.

Ich stand auf, und als ich mir ein wenig die Beine vertrat, wär mir, als blicke ein Schatten über meine Schulter. Natürlich war ich allein, aber ...

Als Robinson Crusoe zum erstenmal entdeckte, daß seine Insel von Wilden besucht wurde, vergrößerte er seine Höhle und baute die Befestigungsanlage gründlicher aus. Er fürchtete sich vor den unbekannten Menschen. Auch ich richtete mich an jenem Nachmittag auf Verteidigung ein. Ich beschloß, einen elektrisch geladenen Zaun zu bauen und entfernte zu diesem Zweck die Isolierungshülle einiger Starkstromleitungen. Ich befestigte sie an Aluminiumstücken, die ich im Umkreis von rund zwanzig Metern in die Erde gerammt hatte. Ich fand nach kurzer Suche einen Transformator und war in der Lage, den Draht mit fünfhundert Volt Spannung zu versehen. Innerhalb meiner elektrischen Umzäunung würde ich wieder ruhiger schlafen können und sicherer sein als Robinson Crusoe hinter seinem Palisadenzaun.

Dann stieg ich wieder hinein, um mich mit der grünen

Frucht zu beschäftigen, die ich von meinem Ausflug mitgebracht hatte. Ich wollte ihren Nährwert im Selbstversuch erproben.

Das Fleisch der Frucht hatte nicht den Salmiakgeschmack, den ich befürchtete, aber es war so sauer wie alle grünen Zitronen der Erde zusammen – und bitter. Im Rohzustand war die Frucht einwandfrei ungenießbar. Aber das Fleisch erinnerte irgendwie an eine Melone.

Die Frucht war so scharf und sauer, daß sich auf dem hellen Aluminiumglanz der Bratpfanne dunkle Flecken bildeten.

Ich öffnete den Medizinschrank und entnahm ihm eine Portion doppeltkohlensaures Natron. Ich schüttete einen Teelöffel voll in die Pfanne und ließ das Fruchtfleisch eine Weile schmoren.

Als ich den ersten Bissen zum Munde führte, kniff ich die Augen zu. Es schmeckte salzig, schien aber eßbar zu sein. Der Geschmack spielte keine Rolle, es kam einzig und allein auf den Nährwert an. Ich schnallte mir die Sauerstoffmaske vor das Gesicht und spazierte einige Stunden draußen herum, wobei ich auf jede Reaktion meines Magens achtete. Aber meine Gesundheit blieb erstaunlicherweise normal. Ich fühlte mich auch gesättigt, hatte aber zum Ausgleich einen grausamen Durst.

Dann fühlte ich mich auch einigermaßen zum Narren gehalten. Mein Vorrat an Früchten war unbegrenzt, was man von dem doppeltkohlensauren Natron nicht behaupten konnte.

Unter den mir noch verbliebenen Vorräten befanden sich auch einige Büchsen Milch. Eine davon hatte ich vor dem

Start zu meiner Expedition geöffnet, aber nicht weggeworfen. Ich warf überhaupt nichts weg, denn wer wußte, wozu ich es noch gebrauchen konnte. Auf dem Boden der Büchse hatte sich Schimmel gebildet.

Ich schnitt das Fruchtfleisch in kleine Würfel, die ich innerhalb der Kombüse auf verschiedenen Tellern verteilte. Einige ließ ich wie sie waren, andere legte ich in Wasser, andere in Milch und dann brachte ich auch noch welche mit dem Schimmelpilz in Berührung.

Schade, daß ich kaum einen Bruchteil des Wissens eines Bakterienforschers besaß. Ich wußte nur soviel, daß einige noch unzivilisierte Völkerstämme der Erde ein ähnliches Rezept kannten, um Früchte eßbar zu machen. Immerhin kochten die Eskimos sogar Moosflechten.

Schließlich verrichtete ich die letzte Tätigkeit des kurzen Tages und studierte das Wachstum der Pflanzen. Ich sah, was ich schon weiter nördlich beobachtet hatte: die Blüten verwelkten, dafür hatten sich die ersten kleinen Fruchtknoten gebildet. Ich hielt nach Insekten Ausschau, erspähte aber kein einziges. Die Öffnung des Insektennestes, das ich aufgestocht und dann wieder abgedichtet hatte, war jetzt geschlossen.

Weil meine Versuchsmahlzeit keine gesundheitsschädlichen Folgen zeigte, nahm ich in der Kombüse mein normales Essen ein und knobelte an dem Problem der Jahreszeiten.

Von der Erde aus hatte man beobachten können, daß die sommerliche Jahreszeit auf dem Mars sich bald auf dem einen und bald auf dem andern Pol entfaltete. Die Astronomen bezogen sich bei ihren Beobachtungen auf die

schmelzenden Polarkappen. Hier teilten sich allerdings die Meinungen. Manche nahmen an, daß das Schneewasser mit der ihm folgenden Vegetation die berühmten ‚Marskanäle‘ verursachte. Man hielt den Mars für eine Wüste, in der eine Bewässerung Pflanzenwuchs hervorrufen konnte.

Heute weiß ich das besser. Ich weiß, daß die Feuchtigkeit in der Marsatmosphäre als Nebel sichtbar wird. Der sich auf dem Marsboden als Rauhreif niederschlagende Tau schmolz an jedem Tag im Jahr. Doch in den Polarregionen schmolz das Eis im Winter nicht, sondern es häufte sich an; nicht als Schnee, sondern in der Form von dünnen Eisschichten.

Dann erfolgte der Schmelzprozeß der andern Polarkappe. Jene Wissenschaftler, die der Meinung waren, daß Wasser auf dem Mars nicht existieren konnte, weil es in der oberen Atmosphäre verdampfte, hatten recht. Doch jede Nacht verursachte eine Kondensation. Die Pflanzen um mich herum gediehen in diesem Zyklus. Von den nächtlichen Tauniederschlägen waren sie gewachsen, und ihre Blüten hatten die Insekten genährt. Jetzt kam die Periode, in der sie Früchte trugen.

Doch Pflanzen tragen ihre Früchte stets für bestimmte Zwecke. Diese Früchte wurden von den Lebewesen gegessen und ihre Saat verstreut. Sie mußten groß sein, diese Kreaturen, denn die geringere Schwerkraft verursacht einen größeren Körperbau.

Für mich stand fest, daß ich, wenn meine eigenen Lebensmittelvorräte verbraucht waren, der über die Marsoberfläche fließenden ‚Lebenswelle‘ folgen mußte, die der Wechsel der Jahreszeiten hervorrief.

Ich sah mir die Fruchtwürfel in den Tellern an. Zwei Portionen hatten sich nicht verändert, eine war schon in Gärung übergegangen, eine andere hatte die Farbe gewechselt und war weiß geworden. Ich entschloß mich zunächst für die letztgenannte Portion. Daß sie Geschmack hatte, läßt sich nicht bestreiten – aber was für einen Geschmack! Ich halte jede Wette, daß es aber auch nicht im allerentferntesten angenehm schmeckte.

Er wanderte durch die Landschaft wie ein Riese aus dem Märchenbuch ...

Plötzlich war er da. Ich arbeitete draußen in der Nähe des Wracks, und er kam mit weitausgreifenden Schritten aus nordöstlicher Richtung auf mich zu. Seine Gestalt hob sich deutlich von der hellgrünen Blässe des Horizonts ab.

Ich arbeitete gerade an meiner Bewaffnung. Der Bogen lag zwei Schritte von der Stelle entfernt, an der ich mir soeben einen neuen Pfeil zurechtdrechselte, aber ich war so gelähmt, daß ich nicht einmal diese zwei Schritte machen konnte.

Es war ein unheimliches Gefühl, diese schwach an einen Menschen erinnernde Gestalt auf sich zukommen zu sehen. Namentlich die Größe beeindruckte mich zutiefst. Doch an einen Menschen, das merkte ich bald, erinnerten mich nur seine Bewegungen.

Alle hundert Meter blieb er stehen, ging weiter, blieb wieder stehen. Zunächst dachte ich, er versuche sich auf diese Weise an mich heranzupirschen. Ich beobachtete ihn, ohne daß er mich beobachten konnte. Nebenbei überlegte ich, ob ich flüchten oder mich ihm stellen sollte. Dann aber

merkte ich, daß es ihm egal war, ob er gesehen wurde oder nicht. Er ging und führte, wenn er stehenblieb, immer irgendeine Tätigkeit aus. Sah er schon nicht mich, dann bestimmt das Wrack der Rakete.

Ich sprang auf, griff nach meinem Bogen und verkroch mich hinter einem Tank, den ich aufgestellt hatte, um später darin die reifen Früchte zu sammeln. Doch er beachtete mich nicht mehr und nicht weniger, als ob ich liegengeblieben wäre. Eins hatte ich mit ihm gemeinsam: auch er schien sich für die Früchte zu interessieren.

Er war jetzt noch dreihundert Meter von mir entfernt und kam immer näher. Alle hundert Meter bückte er sich, und sein Arm machte eine wie zum Schlag ausholende Bewegung, die offenbar der Frucht galt. Er prüfte ihre Reife, schnippte sie ab oder was weiß ich. Doch dann blieb er unvermutet schon früher stehen und führte eine Art Tanz auf. Er trat ein, zwei Schritte vor, dann einen zurück und schien ein Bein immer nachzuziehen. Meine anfängliche Neugier wich einer ständig wachsenden Furcht.

Ich wußte nicht, ob ich von den Früchten dieses Planeten jemals leben konnte. Ich wußte aber, daß ich mich diesen Lebewesen früher oder später anschließen mußte. Aber hier war mein Territorium, und das wollte ich dem Riesen gleich zu verstehen geben.

Sah er mich nicht oder tat er nur so? Auf jeden Fall war es ein Fehler, ihn noch näher herankommen zu lassen.

Ich ging bis an den elektrisch geladenen Draht und rechnete mir aus, daß er, wenn er seine Marschrichtung beibehielt, doch noch an der Rakete vorbeiziehen würde.

Er war zwanzig Fuß groß, aber trotzdem sehr elegant in

seinen Bewegungen. Ich überlegte, ob ich mein Drahtgeviert verlassen und ihm entgegengehen sollte.

Ich wußte, daß ich eigentlich nicht aus meiner elektrischen Umzäunung hinausdurfte, wußte, daß es klüger war, ihn zu beobachten und dann vielleicht zu verfolgen. Gleichzeitig aber sagte ich mir folgendes: Er war da, und wenn ich ihm jetzt nicht gegenübertrat, wie sollte das dann später werden, wenn er mit einem Dutzend seiner Artgenossen oder gar einer ganzen Horde noch einmal zurückkehrte?

Ich schaltete den Strom aus und kletterte über den Zaun. Ich hatte nie recht glauben wollen, daß die Furcht einen Menschen zum Angriff treiben konnte, doch jetzt wußte ich es sonnenklar.

Ich verstellte ihm den Weg

Er kam näher, der Abstand zwischen uns verringerte sich zusehends.

Ich hatte meinen Bogen schußbereit, aber noch nicht angelegt. Am liebsten hätte ich die Sehne gestrafft und sie abgezogen. Aber wäre das nicht Mord gewesen? Ich mußte mich ihm wenigstens zu erkennen geben. Er sollte wissen, was ihn erwartete, wenn er noch einen Schritt ...

Er kümmerte sich nicht um meine Überlegungen. Er ging mit seltsam tänzelnden Schritten. Als seine Gestalt immer größer und größer wurde, blickte ich mich um und maß die Entfernung zur Rakete. Ich legte den Bogen weg und nahm statt dessen einen Stein. Ich war gespannt, ob es ihm gelingen würde, dem Wurfgeschosß auszuweichen, und ich warf.

Vorbei!

Der Stein zischte über seinen Kopf hinweg – und er kam näher, als wäre nichts geschehen. Doch seine Augen redeten, wie mir schien, eine andere Sprache.

Meine Hand zuckte schön nach dem Bogen, aber dann hob ich den zweiten Stein auf.

Treffer!

Der Stein hatte in seinem Gesicht deutliche Spuren hinterlassen; ein Auge war verletzt. Er behielt aber die Richtung bei. Es war zu spät für mich, nach dem Bogen zu greifen. Ich sprang zur Seite und nahm meine Beine in die Hand.

Und er ging weiter, als wäre nichts geschehen ... In einigem Abstand starrte ich ihn dumm an. Er war nur achtzehn Meter von mir entfernt und eine ideale Zielscheibe für meine Pfeile. Er blieb stehen, bückte sich, fummelte an einer unreifen Frucht herum, riß sie ab und hielt sie vor das Gesicht. Er schien davon zu kosten. Dann legte er sie wieder hin und führte seinen Tanz auf. Jetzt erst sah ich, daß es kein Tanz war; er markierte die Stelle mit seinem Fuß. Dann schwenkte er in westliche Richtung ein.

Ich folgte ihm auf den Spuren. Wild suchten meine Augen den ganzen Horizont ab. Es war nichts zu sehen – mit Ausnahme der rätselhaften Kreatur, die im gleichen Rhythmus von Stehenbleiben und Bücken weiterging. Ich dachte an die seltsamen Lichter, die ich nachts in meinem nördlichen Camp gesehen hatte. Ich dachte auch an die stampfenden Geräusche und betrachtete mir die Rückenpartie meines Schrittmachers.

Der konnte es kaum gewesen sein.

Aber mich interessierte etwas anderes. Er hatte in Abständen von hundert Metern eine Frucht – wahrscheinlich

probeweise – abgeschnitten. Der Rand der Schnittflächen erinnerte mich an die Frucht, die ich im Norden gesehen hatte. Ich wußte nicht, was für ein Gedanke mich mehr beschäftigte: Das Wissen, daß ich diesen Planeten mit anderen Wesen teilte, oder die Erkenntnis, daß diese Wesen nicht sehr intelligent waren.

Ich hatte angenommen, daß alle auf dem Mars lebenden Kreaturen so reagieren müßten wie ihre irdischen Kollegen. Sie hätten Schmerz, Furcht und auch eine Portion Selbstbewußtsein gezeigt. Wäre das Wesen intelligent gewesen, wäre es neugierig geworden und hätte mich eventuell beschnuppert. Es ging aber zur nächsten Pflanze, behandelte deren Frucht wie ihre Vorgängerin und bog dann nach Nordwesten ab. Es machte den Eindruck, als wäre es mit dem Geschmack der Früchte genauso wenig einverstanden wie ich.

Plötzlich hatte ich meinen Bogen wieder schußbereit. Ich glaube, ich handelte mit dem gleichen Instinkt, der kleinen Jungen eigen ist, wenn sie eine Weile eine Schnecke beobachten und sie dann tottreten oder ihr ein Hindernis in den Weg legen. Seine Stärke zu zeigen, das ist eine wenig bewundernswerte Charaktereigenschaft des Menschen.

Als er wieder stehenblieb, ließ ich den Pfeil von der Sehne schnellen.

Der Pfeil traf das Ziel, prallte gegen den hellblauen Körper. Er mußte etwas gespürt haben, zumindest wackelte er mit den Schultern.

Aber die scharfe Pfeilspitze drang nicht durch seine Haut. Der Pfeil fiel zu Boden, rutschte einfach ab. Und er ging weiter.

Ich folgte ihm noch, soweit es mein Sauerstoffvorrat zuließ, blieb schließlich stehen und blickte ihm noch kurze Zeit nach. Er kümmerte sich überhaupt nicht um mich, sondern verschwand hinter dem Horizont.

Ich arbeitete an meinen Tanks und Behältern. Wenn die Früchte reif waren, wollte ich sie innerhalb meiner Starkstromfestung lagern und überlegen, was ich sonst noch mit ihnen anfangen konnte. Meine unreifen Versuchsobjekte überraschten mich mit den verschiedensten Geschmacksrichtungen. Ein Teller schmeckte nach Ananas, der andere nach Sauerkraut.

Doch worüber ich mir die ganze Zeit Gedanken machte, war, daß eine so große Kreatur eine offenbar planmäßige und bewußte Arbeit so gut wie vollkommen unbewußt verrichten konnte. Irdische Ameisen und Bienen merken schließlich sofort, wenn sie angegriffen werden und ziehen ihre Schlüsse daraus.

Oder hatte ich mich – seiner Auffassung nach – so dumm benommen, daß er es nicht für nötig hielt, mich auch nur eines Blickes zu würdigen?

Er sah wirklich beinahe wie ein Mensch aus, rundköpfig, zweibeinig, zweiarmig, zweiäugig.

Plötzlich fühlte ich mich einsamer als je zuvor. Eigentlich hätte das Gegenteil der Fall sein müssen, zumal ich festgestellt hatte, daß ich jetzt nicht mehr allein war. Doch je mehr dieser und ähnlicher Lebewesen mir begegneten, um so einsamer mußte ich sein – denn ich war ja ein Mensch der Erde.

Meine Augen schweiften über die Landschaft; der Hori-

zont schien noch näher gerückt zu sein, der Himmel noch giftiger und die gelbliche Wüste noch kahler geworden zu sein.

Ich betrachtete meinen Bogen, der soeben seine Nutzlosigkeit bewiesen hatte. Er lag noch immer unweit der Stelle, an der ich arbeitete. Ich wußte nun besser, weshalb ich der Versuchung erlegen war, die Kreatur anzugreifen. Es war die natürliche und unvermeidliche Reaktion eines Menschen, der einem andersgearteten Lebewesen begegnet und sich nicht in dessen Psyche versetzen kann. Das erweckt die Neugier, das Experiment. Was habe ich von diesem Lebewesen zu erwarten, wenn es mich angreift? Es war nicht nur der Wille zur Zerstörung, es war eine tiefe und elementare Angst vor unerwarteten Angriffen und Überraschungen.

Oder hatte der Marsianer geglaubt, eine unintelligente Kreatur vor sich zu haben, für deren Handeln Verständnis und Nachsicht angebracht sind. Mit dieser Nachsicht mochte er mich betrachtet haben ...

Wenn er nur nicht dahinterkam, daß ich doch ein wenig klüger war! Und er sollte nur nicht auf den Gedanken kommen, in meinem Raketenrumpf so etwas wie einen Selbstbedienungsladen zu sehen und mir die zweifelhafte Gnade seines Besuches angedeihen zu lassen.

Noch schlimmer peinigte mich der Gedanke, daß dieser Vertreter seiner Rasse nur ein Kundschafter gewesen war. Er mochte die Aufgabe haben, die Reife der Früchte zu prüfen und darüber Bericht zu erstatten. Und in der Reifezeit würden die andern kommen. Er hatte sich bewegt wie ein Automat, daran änderte auch sein leichtbeschwingter

Gang nichts. Wenn alle so waren und keinerlei außerplanmäßige Initiative ergreifen konnten – worin lag dann der Sinn des Lebens?

Aber ich hatte den Planeten mit diesen Kreaturen zu teilen.

Diese Gedanken beschäftigten mich auch während der Arbeit. Wenn das Leben hier gewissermaßen blind war und schon seit unzähligen Generationen blind existieren konnte und wenn die menschliche Intelligenz nur ein Witz des Universums war – weshalb existierte dann eigentlich etwas auf dem Planeten? Dieses Leben schien keinen Sinn zu haben, und trotzdem war es da.

Vielleicht wanderten meine Gedanken schon hart am Rande des Wahnsinns. Ja, eines Tages würde ich wahnsinnig werden und es nicht einmal wissen. Ich lebte nur innerhalb des Raketenwracks oder wenigstens in dessen Nähe. Vergeblich war mein Bemühen, immer nur das Notwendigste zu denken. Und ewig diese verdammte Sauerstoffmaske vor dem Gesicht! Ich kam mir manchmal vor wie ein Rüsseltier.

Nur aus purer Langeweile und um irgend etwas zu tun, baute ich meine Siloanlage weiter aus und begann dann mit dem Einsammeln der Früchte. Aus purer Langeweile und Halsstarrigkeit grinste ich trotzig vor mich hin. Ich weigerte mich einfach, vor den Schwierigkeiten zu kapitulieren. Und Schwierigkeiten würde es zweifellos bald geben.

Ich sollte mich nicht getäuscht haben ...

Die Früchte waren reif und verliehen der ganzen Fläche einen rötlich-goldenen Schimmer. Ich sammelte sie ein, blickte hin und wieder in alle Himmelsrichtungen und be-

griff nicht, was die Kreaturen noch lange zurückhielt. Weil nichts zu sehen war, konnte ich mich getrost eine Strecke von meinem Wrack entfernen, denn an die nächstgelegenen Früchte konnte ich notfalls immer noch heran. Ich steckte die Früchte in Säcke, die ich an meinem ‚Fahrrad‘ befestigt hatte. Dann radelte ich zu der elektrischen Umzäunung zurück und lüftete einen Stein, unter dem sich der Schalter befand. Ich schaltete den Strom ab, schob das Fahrrad in meine Festung, schnallte die Säcke ab und kippte deren Inhalt in die Behälter. Gewöhnlich kroch ich nach einer solchen Runde in das Wrack, um die Maschinen zu überprüfen, meinen Sauerstoffzylinder zu füllen und die Fortschritte meiner mikrobiologischen Experimente an den Früchten zu kontrollieren. Es war mir gelungen, sie halbwegs genießbar zu machen. Ich plante den Bau einer größeren Dörranlage. Dann würde ich die Früchte in Scheiben schneiden und sie zum Trocknen aufhängen. Verdunstete die Feuchtigkeit, so vielleicht auch der saure Geschmack. Möglich, daß sich diese Masse zu Mehl verarbeiten ließ. Doch der Nährwert war mir nach wie vor unbekannt; ich wußte nur soviel, daß die Frucht den Magen füllte. War sie nicht vitaminhaltig, bestand die Gefahr, daß ich eines Tages meine Zähne verlor und mir die Haare büschelweise ausraufen konnte.

Nachdem ich mit meiner Kontroll- und Instandsetzungsarbeit eine halbe Stunde im Raketenrumpf verbracht hatte, begab ich mich durch die Luken der vereinfachten Druckkammeranlage wieder ins Freie und schloß den Stromkreis der Umzäunung hinter mir.

Als ich meine Erntearbeit fortsetzen wollte – ich war

wieder gut eine Meile von meiner Rakete entfernt – , sah ich sie.

Sie kamen aus nördlicher Richtung, eine langgestreckte Linie. Sie hatten sich wie Heuschrecken über die Früchte hergemacht; ich sah, daß hinter ihnen alles kahl war.

Ich stand da wie angewurzelt. Sie kamen so langsam voran, daß ich sie getrost eine halbe Stunde beobachten konnte. Sicher würden sie nicht mehr Notiz von mir nehmen als ihr Vorgänger. Was sie mit den Früchten machten, konnte ich nicht deutlich erkennen, aber es sah aus, als bisßen sie hinein.

In aller Eile sammelte ich die Früchte ein, deren ich noch ungesehen habhaft werden konnte. Höchstens eine Fuhre konnte ich noch schaffen und keine mehr. Ich arbeitete mit der Geschwindigkeit der Verzweiflung, radelte zurück und verschwand sofort hinter meinem Drahtzaun.

Als ich meine Starkstromfestung wieder verließ, hatte ich einen transportablen Apparat. Er bestand aus einer Batterie, einer Drahtrolle und Aluminiumpfählen. Dann hatte ich noch eine Maschine, die ich als mechanische Armbrust bezeichnen konnte.

Ich bewegte mich auf die Herde zu, wickelte die Drahtrolle ab und begann die Pfähle in die Erde zu treiben.

Der Draht reichte hundert Meter. Mittels der Batterie konnte ich ihn elektrisch laden. Dahinter richtete ich mich zur Verteidigung ein. Die Armbrust befestigte ich im Kasten meines Fahrrades und legte sogleich einen Pfeil ein. Dann spannte ich die Sehne an. Wenn ich den Abzug betätigte, würde der Pfeil fast die Geschwindigkeit einer Geschwehrrugel entwickeln.

Der Vollständigkeit halber sei gesagt, daß ich den Apparat nur deshalb in der Fahrradkiste aufgebaut hatte, damit ich, falls etwas nicht klappte, schleunigst mit ihm davonradeln konnte. Einer Kreatur hatte ich ja wenig anhaben können, daß ich zweifelte, es mit einem Dutzend aufnehmen zu können. Und ich konnte immer noch nicht glauben, daß sie nicht einmal soviel Intelligenz besitzen sollten, um mich einzukreisen. Na, vielleicht nahmen sie mich nicht ganz für voll ...

Sie kamen näher und beachteten mich nicht. Ich erwartete sie mit gemischten Gefühlen. Zuerst dachte ich, je mehr Zeit sie sich ließen, um so günstiger für mich.

Das Warten zerrte aber an den Nerven. Nach zehn Minuten trat ich ungeduldig von einem Fuß auf den anderen und wünschte mir nichts sehnlicher, als daß alles vorbei und überstanden wäre. Die sollten endlich ein bißchen rascher näher kommen.

Mit Ausnahme des einen, ganz rechts außen, sahen die andern untersetzt und fett aus.

Ich stand einem Stamm oder einem Rudel gegenüber. Der Schmale war wohl ein Männchen und die anderen die Weibchen.

Was meine ‚Auffangstellung‘ gefährdete, war der Umstand, daß das schmalere Wesen sich aus dem Rudel löste. Ich beobachtete es mit Neugier und Schrecken. Es erreichte eine Stelle, an der ich die Früchte von den Pflanzen geschnitten hatte. Würde ihm das auffallen? Vielleicht gab mir seine Handlungsweise Aufschlüsse über seine Intelligenz. Ich hatte schon bemerkt, daß er immer die gleichen Früchte ansteuerte, die mein erster Besucher vor einigen

Tagen geprüft und gekennzeichnet hatte. An diesen Stellen änderte sich immer ein wenig die Marschrichtung der gesamten Gruppe. Jetzt kam er an die Stelle, wo sich meine Fußspur mit der seinen kreuzte und die Frucht verschwunden war.

Er stoppte. Er blickte in die Runde. Er zeigte so etwas wie Enttäuschung, ging einige Male hin und her, während die anderen warteten.

Und dann tat er dasselbe, was die Insekten taten, wenn sie ein Hindernis vor sich sahen. Während die Gruppe verharrte, marschierte er allein los und beschrieb dabei die merkwürdigen und immer größer werdenden Halbkreise, bis er auf eine neue Frucht stieß und ihre Umgebung ebenfalls mit Kratzspuren versah. Dagegen wäre nichts einzuwenden gewesen, wenn er mich dabei nicht umgangen hätte.

Ich mußte ihm einen Pfeil. entgegenschicken, es war höchste Zeit. Einen würde ich unschädlich machen und dann davonradeln, als gelte es, einen neuen Rekord zu brechen.

Ich schoß. Entfernung fünfzig Meter. Ich konnte ihn nicht verfehlen. Der Pfeil zischte so rasch dem Ziel entgegen, daß ich ihn kaum mit den Augen verfolgen konnte. Und er blieb stecken. Ich sah ihn stolpern. Er wußte nicht, was mit ihm geschehen war. Er ging unbeeindruckt weiter.

Nichts hatte sich geändert. Er ging, kniff eine Frucht ab, hielt sie vor das Gesicht und markierte die Umgebung mit seinem Fuß. Er war der Aufklärer und Schrittmacher der Horde.

Teufel, er nahm Kurs auf mein Raketenasyl!

Ich ließ meinen Zaun stehen, wo er stand, sprang auf

mein Fahrrad und radelte in hundert Metern Entfernung parallel neben ihm her. Mein Ziel war nun der Zaun um das Wrack; den Strom hatte ich eingeschaltet.

Er war früher da als ich, obwohl er wie ein Betrunkener hin und her taumelte – und immer noch verrichtete er seine Tätigkeit.

Da, jetzt stieß er mit der Brust gegen den Draht. Ich sah es aufblitzen. Er war mit einem Bein hängengeblieben, befreite sich und ... ging weiter.

Erst wenige Schritte vor dem Wrack fiel er vornüber. Er versuchte, auf die Beine zu kommen, sackte aber wieder zusammen.

Die anderen standen da und warteten.

Ich war zufrieden und doch nicht glücklich über meinen Sieg. Ich hatte getötet. Ich hatte eine Runde gewonnen. Und doch war mein elektrischer Zaun nicht stark genug, um eine Attacke abzuwehren. Er wäre weitergegangen, wenn ich ihn nicht schon vorher tödlich getroffen hätte.

Wieder kam Bewegung in den Haufen; ein anderer hatte die Führung übernommen. Ich schaltete den Strom ab, knotete notdürftig den Draht zusammen und schaltete den Strom wieder ein.

Jetzt wurde die Lage ernst! Ich legte einen neuen Pfeil ein und feuerte. Wieder wurde einer tödlich getroffen. Noch immer nahm keiner Notiz von mir. Ich tötete noch vier. Dann hatte ich keine Pfeile mehr. Sie schlossen die Lücken, die der Tod gerissen hatte, und fraßen sich weiter vorwärts. Doch gegen das Wrack rannten sie nicht an. Es wirkte wie ein Wellenbrecher. Sie gingen rechts und links daran vorbei und schlossen sich dann wieder zusammen.

Verzweifelt blickte ich nach dem nördlichen Horizont. Gott sei Dank, wenigstens dort hatten sie noch Früchte übriggelassen, wenn mir dadurch die Ernte auch mehr Zeit kostete.

Kaum hatte ich mich mit diesem Gedanken getröstet, als die zweite Welle auftauchte.

Jetzt war ich geschlagen. Sie nahmen mir die Früchte in breitem Umkreis weg, und ich konnte sie nicht davon abhalten.

Ich setzte mich auf einen Flecken Erde, auf dem keine Pflanzen wuchsen, und mußte ohnmächtig zusehen, wie sie meine Ernte verschlangen. Die sandige Stelle, auf der ich saß, umgingen sie. Ich brauchte keine Angst zu haben, daß mich auch nur einer von ihnen scharf ansah. Bei Einbruch der Dunkelheit waren sie alle im Süden verschwunden.

Die Früchte, die ich schon gesammelt hatte, lagen unbeschädigt in den Behältern. Und ich hatte fünf Leichen, eine davon lag direkt vor meiner Haustür. Ich sah mit Erstaunen, daß bereits der Verwesungsprozeß eingetreten war. Der Körper hatte einen wahrscheinlich durch Bakterien verursachten violetten Schimmer; Beine und Arme sahen aus wie von einem weißen Pulver bestäubt.

Ich ekelte mich und hätte es um keinen Preis fertiggebracht, die Leiche zu berühren. War das nicht alles nur ein Traum? Zum Teufel, wann erwachte ich endlich!

Ich rechnete nicht damit, daß ich nachts auch nur ein Auge schließen konnte. Ich balancierte auf der dünnen Trennscheide von Verzweiflung und Wahnsinn. Ich sah ein, daß meine Arbeit im Grunde zu nichts geführt hatte und all

meine Hoffnungen an einem Nachmittag verschwanden. Aber das war nicht das Schlimmste. Ich kannte ein paar Pflanzen, Insekten und zweibeinige Lebewesen dieses Planeten, sonst nichts. Früher hatte ich eine Menge Bücher gelesen, Geschichten von dem Leben der Erdmenschen auf fremden Planeten. Erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit sie selbst die unmöglichsten Probleme lösten. Überall und auf jedem Gebiet waren sie die Sieger und bauten ihre Herrschaft mühelos weiter aus. Solche Träume hatte ich vielleicht auch einmal gehabt, aber mir war rasch klar geworden, daß meine Situation eher an die Zeit erinnerte, als die ersten weißen Menschen nach Nordamerika einsickerten, in ein fremdes Land mit unbekannten Gefahren und immer an der Schwelle des Hungertodes.

Verbittert, hilflos und niedergeschlagen kroch ich in die Rakete. Ich hatte immer ein Stückchen Heimat in ihr gesehen, aber diesmal machte sie mich nervös. Sie weckte nur Erinnerungen, die Heimweh verursachten.

Ich setzte mich und stützte den Kopf in die Handflächen. Ich versuchte, an nichts zu danken, während sich draußen ein milder Abend niedersenkte und die kurze Sommerperiode dieses freudlosen Planeten ihren Anfang nahm.

Die Kreaturen, dachte ich, führen zweckmäßige Handlungen, aus, sind aber nicht in der Lage, etwas Neues zu lernen. Das war mein Trugschluß gewesen. Ich hatte geglaubt, daß die Marslebewesen wie die irdischen Tiere aus Erfahrungen lernen könnten. Vielleicht waren sie unempfindlich gegen den Schmerz. Wie Heuschrecken überschwemmten sie die Landschaft und wie Heuschrecken benahmen sie sich auch. Sie kümmerten sich den Teufel,

ob einer umfiel und liegenblieb, und sie zogen auch keine Lehre daraus.

Ich wußte, daß die Luft draußen mild war und der Tau den dürrn Boden benetzte. Die ihrer Früchte beraubten Pflanzen würden frische Wurzeln schlagen und sich auf die lange Trockenperiode vorbereiten, die bald wieder vor ihnen lag. Und dann würden sie wieder Früchte tragen. Doch ich würde das wohl kaum noch erleben. Das Raketenwrack würde gleichzeitig mein Grabstein sein und allen Menschen, die nach mir einen Fuß auf den Mars setzten, als Warnung dienen.

Du mußt ein Tagebuch schreiben, dachte ich, eine genaue Aufzeichnung aller Vorkommnisse machen. In der dünnen Luft würde das Tagebuch genauso wenig verschimmeln wie meine Rakete verrosten.

In jener Nacht erreichte meine Verzweiflung ihren Höhepunkt. Ich mußte an mich halten, um nicht ohne Sauerstoffmaske ins Freie zu laufen. Ich fürchtete mich weniger vor dem Gedanken an den Tod. Jeder muß einmal sterben, und wer den Tod fürchtet, der hat das Leben nicht verdient.

Dann machte ich mir Vorwürfe. Warum hatte ich die Früchte nicht schon früher eingesammelt? Sie wären sicher nachgereift. Ich ärgerte mich, daß ich keinen größeren Zaun errichtet hatte mit einer größeren Spannung, so daß der Funke schon übersprang, bevor noch jemand den Draht direkt berührt hatte. Mein Ärger war auch so etwas wie ein elektrischer Funke, ein Funke, der eine Zündschnur in Brand setzte und an ihr bis zum Pulverfaß entlangkroch. Mir war, als müsse ich jeden Augenblick explodieren.

Ich stand auf und zog meine Maske über das Gesicht um

hinauszugehen. Was ich draußen suchte, wußte ich nicht – aber was sollte ich hier drinnen?

Es war Nacht, und ich nahm meine Taschenlampe mit. Aber es bestand keine Hoffnung, unter den beiden Marsmonden auch nur irgend etwas zu finden, das ich nicht schon kannte. Wenn ich daran zurückdenke, so wird mir klar, daß mein Unterbewußtsein schon in der Lage war, das schwächste Vibrieren des Bodens wahrzunehmen. Ich mußte wohl so eine dumpfe Ahnung gehabt haben, daß draußen etwas vorging. Ich hatte gelernt, daß es vorteilhafter war, einer Gefahr entgegenzugehen, als sich vor ihr zu verstecken.

Ich kroch durch die Druckkammer. Es war draußen doch nicht so mild, wie ich erwartet hatte, und zum erstenmal während meines Lebens auf dem Mars spürte ich einen schwachen Luftzug. Die Temperatur mußte unter den Gefrierpunkt gesunken sein, und doch war kein Frost in der Luft, sondern nur dünne Nebelschwaden, denen die beiden Monde einen kalten Silberglanz verliehen.

Nacht auf dem Mars ...

Ich versetzte mich im Geiste in die sibirische Steppe, da war es bestimmt nur halb so einsam. Aber erstaunlicherweise machten mein Ärger und meine Verzweiflung einem frohlockenden Gefühl Platz. Ich beschloß, in dem leuchtenden Nebel einen nächtlichen Spaziergang zu machen, entfernte mich eine Strecke von dem Wrack und ging zu der kleinen felsigen Anhöhe, die ich kurz nach meiner Bruchlandung zum erstenmal erstiegen hatte.

Ich bestieg die Anhöhe und blickte in die Runde. Mein Körper spannte sich, als meine Augen ein Glitzern wahr-

nahmen. Es sah aus wie ein Aufblitzen. Es kam aus südwestlicher Richtung. Diesen Weg hatten die Kreaturen eingeschlagen. Ich sah dieses Leuchten wieder und wieder. Es erinnerte mich an den Scheinwerfer eines Leuchtturms oder ein Schiffssignal weit draußen im Meer. Und unter meinen Füßen vibrierte der Boden.

Diese Lichter hatte ich schon einmal gesehen, doch ihre Ursache war mir unbekannt und erschöpfte sich ausschließlich in vagen Vermutungen.

Das Rumoren schwoll an. Die wildesten Gedanken durchkreuzten mein Hirn. War es irgendein Fahrzeug, von intelligenten Wesen gesteuert? Was wußte ich denn schon vom Mars? Ein Weltraumfahrer, der auf einem fremden Planeten gelandet war, konnte einfach nicht damit rechnen, daß er sofort die wichtigsten Lebewesen kennenlernen würde.

Ich war auf alles gefaßt, als ich sah, daß die Lichter sich in meine Richtung bewegten. Ich blieb stehen, wo ich nun einmal stand, denn die Lichter kamen mit rasanter Geschwindigkeit näher. Das mußte ein Fahrzeug sein – was denn sonst?

Wieder hörte es sich an wie das Stampfen einer Elefantenherde.

War es nicht möglich, daß auf dem Mars eine Zivilisation existierte, die das Rad noch nicht kannte? Mein Gehirn arbeitete auf Hochtouren. Nein, ohne Räder gab es auch keine Zivilisation. Eine Maschine ohne Räder war undenkbar. Aber was konnte es sein, das sich in diesem Tempo vorwärtsbewegte und doch keine Räder hatte?

Da sah ich es; das ganze Ding war ein Leuchtturm mit

Beinen und hundert Fuß groß! Es hatte die runden phosphoreszierenden Augen eines Tiefseefisches und kam mit Donnergetöse auf mich zu!

Was es nicht alles gibt, dachte ich verwirrt. Ich wollte weglaufen, aber meine Beine bewegten sich nicht sofort von der Stelle. Dann wußte ich noch lange nicht, in welche Richtung ich eigentlich laufen sollte, denn die Kreatur – ich erkannte, daß es ein Fahrzeug sonderbarster Konstruktion sein mußte – brauste mir über den Weg und auf das Raketenwrack zu. Ich hinter ihm her. Als es an mir vorbeidonnerte, fühlte ich eine Hitzewelle. Ich hatte keinen blassen Schimmer, was es war und auf welche Weise es sich fortbewegte, aber ich wußte, daß es lebte und die Nacht bevorzugte.

Ich hatte keine Zeit zum Nachdenken. In dem silbernen Licht der Monde und dem hellen Schein seiner eigenen Beleuchtung konnte ich jede seiner Bewegungen erkennen. Es stampfte auf mein Wrack zu. Ich hielt den Atem an. Wenn es Lust dazu verspürte, konnte es die Rakete umkippen wie einen morschen Zaunpfahl. War es Einbildung, daß das Ungetüm kurz vor dem Wrack stoppte und es ableuchtete? Aber es bewegte sich weiter und auf die Wesen zu, die ich mit dem Pfeil erlegt hatte. Sie lagen nördlich des Wracks.

Da, jetzt blieb das Monstrum stehen!

Meine Angst erreichte ein Stadium, in dem ich mir ihrer nicht mehr bewußt wurde. Die Grenze des Erträglichen war überschritten. Ich konnte nur die Augen offenhalten und starren; mein Gehirn verarbeitete die Eindrücke kaum noch.

Die Kreatur – wenn man sie so bezeichnen konnte – be-

wegte sich von einer Leiche zur anderen. Sie schien sie zu inspizieren und sich darüber zu wundern, weshalb sie gestorben waren und woran.

Plötzlich hörte ich krachende Geräusche. Das eiskalte Grauen rieselte mir den Rücken herunter. Es hörte sich an, als ob ein Riese seine Mahlzeit verzehrte ...

Ich stand auf meinem ‚Feldherrnhügel‘ wie angewurzelt. Das Monstrum war anscheinend so etwas wie der Tyrannosaurus des Mars.

Langsam begann ich auch wieder an mich zu denken. Ich weiß nicht, ob es Verzweiflung oder Ärger war, was mich durchflutete. So kurios es klingt, doch wenn ich eine Waffe besessen hätte, würde ich das Biest umgehend angegriffen haben.

Langsam wandte es sich um und interessierte sich für das Wrack. Seine Scheinwerferaugen tauchten die Rakete und alles, was mir als Wohnungseinrichtung diente, in ein helles Licht, das dauernd die Farbe wechselte.

Ich machte einen Schritt vorwärts, als sich die Kreatur immer weiter dem Wrack näherte. Jetzt hatte ich nichts, aber auch gar nichts mehr zu verlieren. Ob die Kreatur das Wrack oder mich zertrümmerte, es kam auf dasselbe heraus. Wenn ich mein Leben verlängern wollte, mußte ich es aufs Spiel setzen. Ich brüllte in meiner Maske, brüllte und rannte auf sie los.

Mein Geschrei beeindruckte das Monstrum nicht. Langsam und vorsichtig bewegte es sich auf das Raketenwrack zu. Die nächsten Sekunden mußten alles entscheiden. Zertrümmerte es das Wrack, zerstörte es damit auch mein Leben ...

Ich glaube, es war nur ein Zufall, daß meine Taschenlampe aufflammte. Ich hatte sie noch nie im Freien benutzt und nur für alle Fälle mitgenommen. Das Mondlicht war hell genug.

Das große Ding bemerkte den fremden Lichtschein und wandte sich um. Es hatte ein Maul wie eine Dreschmaschine, dazu schlangenartige Arme oder Beine, die an Polypenarme erinnerten.

Dann sah ich nichts mehr und wurde in einen Lichtschein getaucht, der so blendend war wie die Sonnenstrahlen.

Ich ging in die Knie. Wieder schaltete mein Gehirn auf Leerlauf. Blind und vornübergebeugt lag ich auf den Knien.

Aber die Kreatur rührte sich genauso wenig von der Stelle wie ich, tastete mich jedoch unentwegt mit ihren Scheinwerferaugen ab, bald rot und bald violett. Das war ein Signal. Wenn ich nur gewußt hätte, was es bezwecken sollte. Das Signal war regelmäßig und verriet irgendwie – na, sagen wir: friedliche Absichten. Oder ich redete mir; das in meiner maßlosen und alle Begriffe sprengenden Angst nur ein. Irgendwie mußte ich aber auf dieses Signal reagieren, denn eine Antwort war ja schließlich das mindeste, was der Signalisierende verlangen konnte.

So hob ich meine Taschenlampe und gab ähnliche Lichtsignale.

Es half! Das Farbenspiel erlosch und wurde durch ein einfaches Blinksignal ersetzt, das meine Zeichen wiederholte.

Ich knipste die Lampe an und aus und verwendete meine Kenntnisse des Morsealphabets.

Meine Signale wurden erwidert, und zwar so, wie ich sie gegeben hatte. Ich funkte darauf los, gab zwei, drei und vier Signale hintereinander. Dann knipste ich die Taschenlampe zehnmal an und aus.

Die Antwort lautete neun.

Ich legte eine Pause ein und wartete. Das Monstrum gab ein heilloses Durcheinander von Blinkzeichen, die ich zu imitieren versuchte. Das mußte mir gelungen sein, denn die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Leider wußte ich damit nichts anzufangen. Das Monstrum auch nicht. Dann stellten wir beide den Blinkverkehr ein.

Die Kreatur besaß eine gewisse Quantität Intelligenz, die allerdings nicht bis zehn zählen konnte. Was sie von mir hielt, wußte ich nicht. Vielleicht sah sie in mir einen im Wuchs zurückgebliebenen Vertreter ihrer Rasse.

Sie ging zurück, vorsichtig um mich herum und verschwand in der Nacht. Hinter ihr blieb eine leuchtende Spur zurück.

Als der Tag anbrach, sah ich, daß diese Stellen kahl waren und mit weißem Puder bedeckt, das wie Salz aussah. Drei Leichen waren noch übriggeblieben und mit einer Schicht überzogen, die wie eine Ansammlung von Schwammpilzen aussahen. Die anderen Leichen sah ich nirgends. Das Ungetüm mußte sie sich einverleibt haben.

Wie schwerwiegend meine Niederlage war, begriff ich erst nach und nach. Zunächst stand ich einfach da und ließ meinen Blick über die abgeerntete Landschaft schweifen. Würden die Kreaturen noch einmal zurückkommen? Sollten sie das tun, so fragte ich mich, ob ich ihre Rückkehr

noch erleben würde. Sie wanderten mit der südwärts rollenden ‚Lebenswelle‘. Ich blieb zurück und würde auf dieser abgeernteten Ebene einen langsamen Hungertod sterben.

Diese Kreaturen, die ich getötet hatte, waren menschenähnliche Wesen. Es stimmte, daß sie mich praktisch durch ihre Sturheit besiegt hatten. Sie kannten weder Furcht noch Verantwortung, auch das Schicksal der von mir zuerst erlegten Kreatur sagte ihnen nichts. Aber sie waren menschlich gebaut: zweibeinig, zweiarmig und durch Lungen atmend. Sie lebten von den Früchten des Bodens und wanderten mit der sommerlichen Jahreszeit von Pol zu Pol. Warum sollte man sie nicht als ‚Menschen‘ bezeichnen? Ich sprach ja auch von Insekten‘ ‚Pflanzen‘ und ‚Erde‘, ohne zu wissen, ob diese Bezeichnungen zutrafen.

Aber es konnten noch nicht die höchstentwickelten Lebewesen der Marsoberfläche sein. Das waren nur die auf dem Feld lebenden Kreaturen, die Herden, das Vieh von größeren und mächtigeren Wesen.

Einsam und verloren stand ich neben dem Wrack. Warum hatte der Mensch den Wunsch, seine Welt zu verlassen? Warum war ich hierhergekommen? Warum waren alle Menschen so leidenschaftlich bemüht, das Universum zu erforschen? Was dabei herauskommen konnte, das erlebte ich ja jetzt am eigenen Leib.

Der Mensch beherrschte seinen Planeten, und nur er allein auf seinem Planeten besaß die dazu erforderliche Intelligenz. Er allein war in der Lage, sich Gedanken über die fernerer Planeten zu machen. Das Universum war aber unendlich, und es wäre vermessen, zu glauben, daß nur die Erde intelligentes Leben hervorgebracht haben solltet.

Ich dachte noch einmal über die verflossenen Wochen nach und an den Augenblick, an dem ich meine Rakete verließ und Marsboden betrat. Ich hatte Pflanzen entdeckt, doch nur eine einzige Sorte. Ich hatte Insekten gefunden, und auch sie gehörten der gleichen Gattung an. Vielleicht hatte vor Unzeiten eine Katastrophe stattgefunden, und nur die kräftigsten Lebewesen hatten sie überstanden. Und dann hatte ich einen Riesen gesehen. War es möglich, daß er der Vertreter einer primitiven und geistig unzulänglichen Menschenrasse war?

Immer wieder tauchte in meinen Gedanken die Bezeichnung ‚Mensch‘ auf, und ich blickte irgendwie schuldbehaftet auf die Leichen in der Nähe des Raketenwracks. Die Verwesung schritt außerordentlich rasch voran. Konnte es sich bei dieser hellvioletten Flüssigkeit um jenen Lebenssaft handeln, den wir Menschen als Blut bezeichnen? Und was bedeutete das seltsame kristallisierende Pulver, das infolge dieser Verwesung entstanden war? Ein Pilz? Bakterien? Ein Virus? Verglichen mit irdischen Maßstäben mußte es etwas Ähnliches sein.

Was ich suchte, waren höher entwickelte Lebensformen, die nicht durch Lungen atmeten und auf der Erde nicht existieren konnten, die typischen Marslebewesen also.

Robinson Crusoe hatte nicht getötet. Er wagte es nicht, obwohl er ein Gewehr hatte, mit dem er sich gegen die Kannibalen, die seine Insel heimsuchten, wehren konnte. Statt dessen hatte er sich vor ihnen versteckt. Doch seine Situation war ja auch wesentlich anders, denn er hatte Tiere, Früchte, Luft und Wasser in jeder Menge.

Die Leichen hatten sich in eine kompakte Masse weißer Kristalle verwandelt. Ich ging langsam um sie herum und scheute mich, sie anzurühren. Auf der Erde wurde die Fäulnis durch Bakterien verursacht, und ich hatte nie etwas von Bakterien gehört, die Kristalle produzieren. Vielleicht brachte das eine Virusart zustande. Ein Virus konnte die Form von Kristallen haben. Auf der Erde gab es kristallförmige Virusarten. Brachte man sie mit ihrer Nahrung in Verbindung, nahmen sie wieder ihre herkömmliche Form an.

Ich nahm keine Veränderungen wahr. Ich ging ins Wrack und bastelte mir eine Schippe. Dann baute ich Linsen aus dem Periskop, nahm aus dem Apothekenschrank noch ein paar Reagenzgläser und füllte einen Eimer mit Wasser. Ich trug alles hinaus.

Was hatte ich eigentlich vor? Bildete ich mir etwa ein, daß ein Mensch wie ich, der keine Ahnung von der Biochemie hatte, mit solch einer primitiven Ausrüstung Analysen machen konnte, um Todes- und Lebensursachen auf dem Mars zu erforschen? Ich kann lediglich sagen, was ich tat.

Ich betrachtete die Kristalle, nachdem ich eine Probe davon unter die Linse gelegt hatte. Es waren Speziallinsen, und die damit erzielte Vergrößerung war ausgezeichnet klar. Ich stellte fest, daß es sich um lange, nadelförmige Gebilde handelte. Im Licht betrachtet waren sie durchsichtig und hatten eine bläuliche Färbung. Ich betrachtete sie eine geraume Weile, als könne ich dem Geheimnis des Universums auf die Spur kommen. Tatsächlich sah ich alles, aber das nutzte mir nichts, denn ich konnte meine Beobachtungen nicht auswerten.

Dann rieb ich mir die Augen und blickte wieder umher. Der Boden hatte sich nur insofern verändert, als daß die weißen Spuren des Monstrums zu sehen waren. Ich stand plötzlich auf und sah mir die Abdrücke aus der Nähe an. Ich nahm eine Probe des Pulvers, mit dem diese Spuren vermischt waren, legte sie unter das Glas und starrte mir die Augen aus dem Kopf.

Die Untersuchung verlief ebenfalls erfolglos. Die Struktur dieser Probe war nicht einmal genau zu erkennen, weil zuviel Erde und Staub dazwischen war. Ich mußte das Pulvergemisch ins Wasser schütten. Wenn es sich auflöste und die Feuchtigkeit verdampfte, dann ...

Ich unterbrach mein Experiment, als ich fühlte, daß das Glas in meiner Hand plötzlich warm wurde. Konnte so etwas möglich sein? Oder war das nur eine Täuschung? Vielleicht hatte die Sonne das Glas erhitzt. Ich kroch in die Rakete, um ein Thermometer zu holen.

Das von den Spuren herrührende Pulver produzierte in Verbindung mit Wasser Hitze. Doch wenn es sich aufgelöst hatte und das Wasser verdunstet war, nahm es die Form der durchsichtigen, nadelartigen Gebilde an ...

Ich glaubte, die Lösung des Problems in der Hand zu haben, aber dann bemerkte ich, daß diesen Kristallen eine Eigenschaft fehlte: die bläuliche Farbtönung. Ich konnte nicht viel feststellen, merkte aber doch, daß zwischen der molekularen Struktur beider Formen ein Unterschied bestand.

Eine gute Stunde beschäftigte ich mich noch mit vergleichenden Untersuchungen und Analysen. Doch ich war nicht besonders stolz auf das Ergebnis. Ich dachte an Krea-

turen, die möglicherweise keine Lungen hatten, ihre Nahrung aber bedarfsweise in Sauerstoff umwandelten. Wasser und Luft ... Auf einem Planeten wie die Erde gab es davon mehr als genug; davon konnte hier auf dem Mars keine Rede sein, denn jede Kreatur, die von ihrer Umgebung abhängig war, benötigte eine andere Lebensquelle.

Ich dachte an Kohlenstoff und Salpeter, an Schießpulver und sonstige von Menschenhand gemachte Explosivstoffe, die unter dem Einfluß des Sauerstoffs verbrannten. Ich dachte an den ewigen Kreislauf von Kohlen-, Wasser- und Sauerstoff, von dem jedes Leben abhängig war.

Abrupt stand ich auf. Ich fühlte zur gleichen Zeit, daß ich auf diesem Gebiet doch ein wenig mehr gewußt hatte, als ich geglaubt hatte. Es war ein Resultat meiner hartnäckigen Geduld und Zielstrebigkeit. Es war etwas, das ich nie zuvor im Leben gekannt hatte, die Sensation, Bruchstücke in ein Ganzes verwandelt zu haben.

Mein Selbstbewußtsein stieg, mein Forschungsdrang ebenfalls.

Ich ging ins Wrack und kam mit einem Glas Öl und einem kleinen Drahtknäuel wieder

Einen Augenblick saß ich da, das Glas mit dem Öl in der einen und den Löffel Kristallpulver in der andern Hand. Dann schüttete, ich das Pulver kurzentschlossen hinein. Das Öl nahm eine hellviolette Farbe an.

Die beiden Drahtenden verband ich mit einem Stück Zündschnur, tauchte sie in die Lösung, korkte das Glas zu und befestigte den Korken, daß er nicht wegfliegen konnte. Ich kehrte zum Wrack zurück und rollte dabei den Draht aus. Am andern Ende war ein Stecker für die Batterie.

Einen Augenblick zögerte ich und betrachtete die Landschaft, als sähe ich sie zum letztenmal. Dann schob ich den Stecker in die Fassung ...

Ich hatte gerade noch Zeit, mich der Länge nach hinzuworfen. Es erfolgte eine donnernde Explosion. Erdbrocken und Steine regneten auf mich herab und schepperten gegen den Stahlrumpf des Raketenwracks.

Verwundert hob ich den Kopf und dachte an das Märchen vom Geist in der Flasche. Dort, wo das Glas gestanden hatte, war jetzt ein rauchender Krater zu sehen. Zweifellos hatte ich eine der größten Erfindungen gemacht, die mir bisher auf dem Mars gelungen waren. Ich schüttelte den Kopf, das Dröhnen in meinen Ohren zum Schweigen zu bringen.

Ich zweifelte nicht länger am Sinn des menschlichen Daseins. Ich dachte nicht mehr an die Unzulänglichkeit, die kurze Lebensspanne des Menschen und die Tatsache, daß er nur ein winziges Atom im Universum war. Ich gewann den Glauben an die Kraft des menschlichen Gehirns zurück und seine Fähigkeit, wo es auch sei, eine entscheidende Rolle zu spielen.

Ich bereitete alles zum Aufbruch vor, ließ mir aber viel Zeit dabei und traf meine Vorbereitungen mit äußerster Sorgfalt. Das Ziel meiner Expedition stand diesmal fest: ich wollte mich der ‚Lebenswelle‘ anschließen und allen noch unbekannten Gefahren Trotz bieten. Das war keine Angelegenheit, die man übers Knie brechen konnte.

Ich inspizierte meinen Fahrradtraktor. Ich hatte zwar einige Verbesserungen angebracht, aber dennoch konnten

nur Eingeweihte damit umgehen. Keiner hätte auf Anhieb sagen können, was es eigentlich vorstellte. Ich hatte einen neuen Kasten gebaut, doppelt so groß wie der eines Lastwagens. Es war so ziemlich alles dran und drauf, was innerhalb des Raketenrumpfes beweglich war. Der Rumpf war kaum noch mehr als eine leere Stahlhülle. Ich hatte einen Spezialmotor zurechtgebastelt, zu dessen Antrieb ich die Öl-Kristall-Lösung verwenden konnte. Es war ein Fahrzeug, wie man es nur auf dem Mars verwenden konnte, weil dort die Schwerkraft geringer ist. Auf der Erde hätte es nur eine sehr schwere Zugmaschine von der Stelle bewegen können. Alles war gleichmäßig verteilt, denn schon bei geringen Unebenheiten des Bodens konnte mein utopisches Vehikel die größten Sätze machen.

Ich wanderte um das Raketenwrack herum, weil ich immer wieder aufs neue fürchtete, irgend etwas vergessen zu haben. Dann kehrte ich zu meinem Fahrzeug zurück und inspizierte es bis in die kleinsten Details.

Vor den Tanks hatte ich meine Luft- und Wasserversorgungsanlage installiert, die jetzt von elektrischem Strom gespeist wurde, der auch den Pumpenmotor betrieb.

Endlich warf ich den Motor an. Bei dreitausend Umdrehungen trat die Pumpe in Aktion. Ich beobachtete die Thermometer und Druckanzeiger. Es hatte alles seine Richtigkeit, und ich konnte nur wünschen, daß es so bleiben würde.

Über die Öltanks hatte ich Träger gelegt und darauf meine Lebensmittelvorräte gepackt, die ich mit einer Plane zugedeckt hatte. Meine Lebensmittel waren erschreckend zusammengeschrumpft, und das war auch der Hauptgrund meiner Reise ins Unbekannte.

Der Fahrersitz war eine Bank über der Batterie. In Reichweite lagen der Weltraumanzug, den ich nachts anziehen konnte, und eine gebrauchsfertige Sauerstoffmaske.

Es dürfte nicht übertrieben sein, wenn ich meine Maschine als fahrbare und sich selbst versorgende Fabrikanlage bezeichnete. Doch wenn sie umkippte, war alles aus. Dieses Risiko mußte ich zwangsläufig in Kauf nehmen.

Noch einmal wanderten meine Augen über das Wrack. Ich hatte gehofft, hier weiterleben zu können, den Boden zu kultivieren und friedliche Aufbauarbeit zu leisten, um mein Leben zu verlängern. Doch die Umstände zwangen mich, ein Nomadendasein zu führen. Es tat mir aufrichtig leid, daß ich meine anheimelnde Stahlhülle verlassen mußte. Schon der Gedanke, darin eine gewisse Zuflucht zu finden, machte einem das Leben leichter. Vor allem konnte man sich mit ein wenig gutem Willen einbilden, daß sich die Rakete nicht auf dem Mars, sondern auf der Erde befand. Mit diesen Träumen war es unter freiem Himmel endgültig zu Ende.

So sorgfältig ich alles vorbereitet hatte, konnte ich doch nicht das unangenehme Gefühl loswerden, daß ich etwas vergessen hatte. Wehe mir, wenn ich einen lebenswichtigen Gegenstand vermißte, den ich nur in der Rakete oder deren Umgebung finden konnte. Und wehe mir, wenn ich mich dann schon so weit entfernt hatte, daß an eine Rückkehr nicht mehr zu denken war.

Aber ich hatte nicht? mehr viel Zeit zum Überlegen. Es war beinahe schon Mittag, und ich kletterte an Bord. Ich tauschte meine tragbare Maske gegen die auf der Maschine befestigte Maske aus und hängte die erstere auf ein eigens

zu diesem Zweck errichtetes Gestell. Die Schläuche verband ich gleich mit der Flasche, damit ich notfalls rechtzeitig eine Reservemaske zur Hand hatte.

Ich ließ den Motor eine Weile leerlaufen und beobachtete den Zeiger des Spannungsmessers. Dann zog ich den Starter, und das Vehikel setzte sich langsam in Bewegung.

Ich blickte nicht mehr zum Raketenwrack zurück. Das wäre genauso unnütz gewesen wie nach dem Planeten Erde zu suchen. Statt noch eine letzte Ehrenrunde zu drehen, schlug ich gleich Kurs Süden ein.

Irgendwo in dieser Richtung und sich an einem Tag ungefähr fünfzehn Meilen weiter von mir entfernend, flutete die ‚Lebenswelle‘ dahin. Tage und Wochen waren vergangen, seit ich die Kreaturen gesehen hatte. Ich mußte die Grenze des Äquators überschreiten.

Aber so war das Leben auf einem fremden Planeten nun einmal. Ein Mensch kann von seiner Umgebung nicht verlangen, daß sie sich seinen Gepflogenheiten anpaßt, vielmehr hat er sich selber anzupassen. Physiologisch gesehen waren die Kreaturen meine Vorgesetzten, nach denen ich mich zu richten hatte.

Ein sehr kostbarer Schatz war meine Taschenlampe. Ich knipste sie nur einmal kurz aus und an; die Glühbirne durfte unter keinen Umständen stärker abgenutzt werden als irgend nötig. Ich hatte schon alles mögliche zusammengebaut und traute mir auch noch andere Apparate zu. Doch wie ich jemals eine Glühbirne hätte bauen können, das war mir völlig schleierhaft. Wirklich kaum zu fassen, daß diese kostbaren Glühbirnen auf der Erde in jedem Eckladen für wenige Pfennige zu haben waren.

Begrenzt von einem engen Horizont und unter dem Marshimmel, der manchmal hell und manchmal schwarz war, mit Sternen und einem grünblauen Anstrich versehen, dehnte sich grau und endlos die Landschaft.

Am ersten Tag legte ich fünfzig Meilen zurück und fünfundsiebzig am zweiten. Während der ganzen Fahrt wurden die Pflanzen immer spärlicher und schwächer in ihrem Wuchs.

Am dritten Tag war ich froh, als ich in einiger Entfernung etwas Grünes leuchten sah. Der Boden war steinig. Einmal hatte ich eine Treibsanddüne entdeckt. Der Sand war so fein wie Staub und verwandelte sich in Wolken, als ihn ein Rad meines Fahrzeuges streifte.

Die Landschaft wurde immer unwirtlicher. Ich hatte mir die ungefähre Marsrichtung der Kreaturen ausgerechnet. Obwohl ich noch nicht den Äquator meiner Berechnungen erreicht hatte, glaubte ich zu erkennen, daß die Kreaturen wenig Grund hatten, in dieser Wüste eine Pause einzulegen. Da schien es eher möglich, daß sie sich vom Nord zum Südpol ‚durchfraßen‘, um dort den Frühling abzuwarten und mit der neuen Lebenswelle die umgekehrte Richtung einzuschlagen.

Ich konnte ihnen folgen – vorausgesetzt, daß ich keinen unerwarteten Schwierigkeiten begegnete und Hindernisse zu umfahren hatte.

Daß der Mars keine ebene Fläche hatte, konnte man auch durch Riesenfernrohre von der Erde aus beobachten. Abgesehen von den klimatisch und biologisch bedingten Farben, die sich mit den Jahreszeiten änderten, gab es noch Gebiete, die weithin unbekannt waren. Doch niemand wuß-

te, wie diese unbekannten Flächen aussahen und was sie, besonders für mich, an Überraschungen bargen.

Ich behielt die Augen offen. Ich wußte, daß eine zu steile Anhöhe mich aufhalten würde, doch in der ersten Woche kreuzte ich unbehindert durch die endlose Ebene.

Legte ich mich abends schlafen, wußte ich, daß ich morgens kalt und steif erwachen würde. Nachts trug ich zwar den Raumanzug, der aber nur soviel Wärme spendete, daß ich nicht mit den Zähnen zu klappern brauchte. Dafür war er denkbar unbequem; wenn man erst einmal lag, konnte man sich nur mit Mühe auf die andere Seite drehen. Morgens war man wie gerädert, mußte aus dem Anzug herauskriechen, die tragbare Sauerstoffmaske aufsetzen und ein paar Lockerungsübungen machen.

Vor dem Start zur Weiterfahrt frühstückte ich. Doch Frühstücken ist wohl nicht der richtige Ausdruck und ‚Essen‘ übertrieben. Als ich noch in meinem Wrack lebte – wie sehr ich es schon vermißte –, konnte ich in meinem Wohnquartier Temperatur und Druck beliebig erhöhen. Jetzt lebte ich in der freien Natur, ein Umstand, von dem ich früher nicht einmal zu träumen wagte. Damals war ich froh, mir eine warme Brühe kochen zu können. Brühe kochte ich mir noch immer, aber die Schmackhaftigkeit ließ immer mehr zu wünschen übrig. Die Fleischkonserven gingen zur Neige, ich mußte sie mit den abscheulich schmeckenden Früchten verlängern, die ich als Nahrung präpariert hatte. Ich kippte beides zusammen in einen Topf und erhitzte ihn mittels Batterie. Dann verwandelte sich die Substanz in eine Art dünnes Eintopfgericht, das man trinken konnte. Wieder begann die langweilige Prozedur mit

der Sauerstoffmaske. Nach jedem Schluck mußte ich sie auf- und absetzen.

Man wird sagen, daß der Mensch unter diesen Bedingungen nicht lange existieren kann. Und doch erträgt er die größten Strapazen, solange ihm Luft, Nahrung und Wasser zur Verfügung stehen.

Ich fuhr in die Richtung, die die Kompaßnadel anzeigte und hielt nach Spuren Ausschau. Blickte ich auf, so war der Horizont so nahe wie zuvor. Manchmal wurden die Ränder der Himmelskuppel unregelmäßig, manchmal konnte ich ein wenig weiter sehen als die normalen zwei bis drei Meilen; dann rasselte mein Fahrzeug über eine leichte Bodenerhebung hinweg.

Um die Mittagszeit legte ich eine Eßpause ein, dann noch einmal um sechs Uhr abends. Gleich danach schlug ich mein Camp auf. Ich hatte die Angewohnheit, mich immer unter die Plane zu legen. Diese Plane verlieh mir immerhin die Illusion, nicht unter freiem Himmel zu liegen. Der Mensch hat Angewohnheiten, die er so leicht nicht ablegen kann. Es mag der Urinstinkt sein, der bedingt, daß man sich nachts irgendwo verkriecht.

Nach Ablauf der ersten Woche und Beginn der zweiten wurde die Erde hellgelb. Ich sah einen Hügelrücken, eine geologische Störung, wie man zu sagen pflegt. Dahinter stieg der Horizont ab.

Ich legte an diesem Tag eine längere Pause ein; teilweise um meiner Maschine Ruhe zu gönnen, teilweise weil mich diese plötzliche Veränderung stutzig machte. Ich wunderte mich, weshalb die Wissenschaftler und Astronomen der Erde keine Theorien über den Grund dieser Bodenbeschaf-

fenheit aufgestellt hatten. Warum war der Mars im wesentlichen flach und mit farbigen Klecksen versehen? Hatte es auf dem Mars einmal einen Ozean gegeben, dessen Wasser im Laufe von Millionen Jahren verdunstet war? Und war das Leben, wie auf der Erde, aus dem Wasser gekommen? Hatten diese Periode nur die widerstandsfähigsten Wesen überlebt? Aus welcher Entwicklungsstufe waren die nächtlichen Monstren hervorgegangen? Ich betrachtete den gelben Sandsteinboden und fragte mich, ob ich irgendwelche Fossilien finden würde.

Ich fuhr weiter, während meine Augen unablässig den Boden absuchten. Als ich wieder aufblickte, sah ich eine Kette weißer Hügel vor mir. Sie waren rund und sahen aus wie Kalkgestein. Ich wußte, daß meine Maschine dieses Hindernis nicht nehmen würde.

Langsam einen Fuß hinter dem andern herziehend stieg ich die terrassenförmigen Stufen hinauf und blieb nach vier, fünf schleppenden Schritten schweratmend stehen, schwankend, vornübergebeugt und die Handflächen auf die Knie gestützt. Die nächstgrößte Plattform benutzte ich wieder zum Ausruhen, dann kamen die nächsten drei, vier Schritte. Je höher ich kam, um so länger mußte ich warten, bis sich mein rasender Puls wieder beruhigt hatte. Obwohl ich auf diese Weise nach und nach fünfhundert Fuß geklettert war, war der Horizont nur doppelt so weit entfernt wie vom Führersitz meines Fahrzeuges gesehen. Ich keuchte schon, als wäre ich auf dem Gipfel des Montblanc angekommen.

Meine körperliche Kondition hatte sich während der Reise zusehends verschlechtert. Abgesehen davon war es die erste Kletterpartie seit meiner Ankunft auf dem Mars.

Ich war von dem Irrtum befallen, daß ich mich schon recht gut akklimatisiert hatte, wobei ich vergaß, daß ich auf dem ‚Flachland‘ lebte. Schon dort war die Luft so dünn wie auf dem Mount Everest. Eine noch größere Höhe war, trotz Sauerstoffversorgung, eine Attacke auf die Grenze der menschlichen Leistungsfähigkeit.

Die nächste Stufe ...

Wie viele mochten es noch sein? Ich wußte es nicht. Der Hang, den ich hinaufkletterte, war gewölbt, so daß ich den Gipfel nicht sehen konnte. Glücklicherweise war es jetzt nicht mehr so steil.

Zoll für Zoll arbeitete ich mich weiter empor und erkannte die Nutzlosigkeit meiner Bemühungen. Niemals würde ich meine Maschine über diese Hügelkette transportieren können. Dennoch wollte ich gern wissen, was es auf der anderen Seite zu sehen gab.

Das bleierne Gewicht meines Sauerstoffzylinders hielt mich zurück. Mir wurde schwindlig. Das mußte wohl die ‚Höhenkrankheit‘ sein. Ich hatte den Wunsch, die Maske vom Gesicht zu reißen und frei zu atmen. Natürlich beherrschte ich mich, obwohl mir eine unsichtbare Schlinge den Brustkorb zusammenzog. Nur einmal soviel Luft schöpfen können wie die Lungen brauchten. Luft, Luft ...

Wenn die Bergsteiger des Himalaja behaupteten, daß sie für jeden Schritt sechs Atemzüge benötigten, so hatte ich das bisher immer für eine Übertreibung gehalten; jetzt spürte ich es am eigenen Leib. Nach dem mir noch verbliebenen Sauerstoffvorrat zu urteilen, hätte ich auf dem bequemsten und kürzesten Weg wieder nach unten und zurück zu meinem Fahrzeug müssen.

Aber noch konnte ich diesen Entschluß nicht in die Tat umsetzen, ich mußte weiter. Keine Macht hätte mich davon abhalten können. Es war mir einfach, unmöglich, kurz vor dem Gipfel kehrtzumachen, selbst wenn ich dabei mein Leben aufs Spiel setzte.

Warum? Was kümmerte mich die Landschaft, die jenseits lag, zumal ich sie mit meinem unförmigen Fahrzeug ja doch nicht erreichen konnte? Wenn es eine Art Paß gegeben hätte ... Doch diese Stelle war der Paß, jedenfalls die sanfteste Steigung weit und breit. Auf einer tieferen Stufe hatte ich wieder die weißen Kristalle gefunden und daraus den Schluß gezogen, daß es sich um die Überreste einer altersschwachen Kreatur handeln mußte, die den Gipfel erreichen wollte und es nicht mehr geschafft hatte. Ich wollte nicht das gleiche Schicksal erleiden und kurz vor dem Ziel ...

Ich dachte den Gedanken nicht zu Ende. Ich versuchte aber die Steigung zu nehmen. Ich wollte nicht bei meinem Fahrzeug sitzenbleiben und untätig mein Ende erwarten. Weit von meinem heimatlichen Raketenwrack entfernt und in der Einsamkeit dieses Planeten verloren, gab es für mich keine Hilfe mehr. Wäre ich doch lieber bei meinem Wrack geblieben. Warum setzte ich mich noch vor meinem Tod derartigen Strapazen aus? Mein Schicksal war besiegelt, auch wenn es mir mit dem letzten Sauerstoffvorrat gelang, wieder zu meinem Fahrzeug zurückzukehren. Ich hatte eben noch keine Maschine erfunden, die Lebensmittel herstellen konnte.

Ich war von zu weit hergekommen, zu langsam und zu spät. Gewiß, ich würde noch die südliche Landschaft se-

hen, zweifelte aber nicht daran, daß sie genauso aussah wie die nördliche.

Wieder hielt ich an; meine Hände ruhten auf dem Felsen, mein Kopf hing zwischen meinen Armen. Vielleicht noch eine, zwei Etappen, mehr waren es nicht.

Ich weiß nicht, wie lange es dauerte, bis ich wieder den Kopf heben konnte. Oben würde ich kaum den Horizont sehen können, denn meine Augen schmerzten von der Glut der unbarmherzigen Sonne.

Zitternd vor Schwäche stellte ich mich wieder auf die Beine, stürzte nieder und zog mich Zentimeter um Zentimeter weiter nach oben. Als ich mein Ziel erreichte, hatte ich lange nicht die Kraft, auch nur den Kopf zu heben.

Von einer ‚südlichen Landschaft‘ war nichts zu sehen, es sei denn, daß die eine Meile entfernte zweite Hügelkette damit gemeint war. Ich blickte in einen schattigen Canyon, während die Terrassen der gegenüberliegenden Berge im Sonnenlicht lagen.

Aus, war mein erster Gedanke, aus und vorbei. Ich hatte noch immer die leise Hoffnung gehabt, flaches Land zu erspähen. Dann hätte ich mein Fahrzeug auseinandergebaut und Teil für Teil über den Berg befördert. Doch jetzt blickte ich in einen Abgrund, der mich an einen ausgetrockneten Gletschersee erinnerte. Nicht in Monaten hätte ich mein Fahrzeug über Berg und Tal transportieren können – und wer wußte schon, wie viele solcher Hindernisse es noch zu nehmen galt. Ich konnte ja nur von einem Hügel zum andern sehen und was dahinter war, das wußten die Götter.

Vorsichtig rutschte ich näher an den Abhang heran. Ehe ich zu meinem Fahrzeug zurückkehrte, um einen Paß zu

suchen, von dem ich schon jetzt wußte, daß es ihn nicht gab, wollte ich noch einen Blick in den Canyon werfen.

Die Kante war scharf, der Abgrund steil. Ich blickte hinunter und spürte, daß eine schwache Brise über meine Haare strich.

Es war eine Blume, die einer Rose nicht unähnlich sah und eine blaßrote Farbe hatte. Sie wuchs in einer Gesteinspalte. Als ich die Hand ausstreckte und sie berührte, zerstob sie in Millionen kleiner Kristalle.

Verwundert betrachtete ich meine Hand. Es war nichts anderes als mit Blütenstaub durchsetztes Pulver darauf. Auf der nächsten Terrasse entdeckte ich andere pastellfarbene Blumen und Pflanzen. Ich wartete, bis sich mein Puls beruhigt hatte und suchte mir eine Stelle aus, von der ich am bequemsten auf die Terrasse rutschen konnte.

Anscheinend war ich nicht der erste, denn diese Stelle sah nach einem Trampelpfad aus. Das mußten die nomadisierenden Kreaturen gewesen sein, die zweimal jährlich diese Regionen überquerten. Doch mich interessierten hauptsächlich die Pflanzen. Ich hatte eine Rose gesehen, die sich wie eine Fata Morgana in nichts auflöste.

Die Pflanzen waren so mimosenhaft empfindlich, daß, wenn jemand nur an ihnen vorbeiging, sie sofort zu Staub zerfielen. Dicht vor meinen Füßen zersprangen sie. Ich mußte den Atem in meiner Sauerstoffmaske anhalten und mich auf Zehenspitzen an sie heranschleichen, wenn ich sie aus nächster Nähe sehen wollte.

Waren es wirklich Pflanzen? Sie sahen kristallen und durchsichtig aus. Man konnte sie ungefähr mit Eisblumen vergleichen. Doch es gab nirgendwo Wasser.

Sie waren die Blüten einer stockdürren Welt.

Dann machte ich eine weitere Feststellung: Die anstrengende Kletterpartie hatte meine Kehle ausgetrocknet; ich griff nach der Wasserflasche an meinem Gürtel und zog den Korken heraus. Kaum wollte ich sie an die Lippen setzen, als sich die Blumen in eine Staubwolke verwandelten!

Diesmal war keine Erschütterung schuld daran, sondern nur die Feuchtigkeit des Wassers. Sogar die Transpiration meiner Körperhaut zerstörte die Pflanzen. Die Wasserflasche fühlte sich schlüpfrig an; ich dachte, sie sei leak. Aber nicht die Flasche rief diese Feuchtigkeit hervor, sondern meine Hand, die mit dem Pulver bestäubt war, das sich in eine klebrige Masse verwandelt hatte.

Ich bekam es mit der Angst zu tun, und Gott weiß, welche Gedanken mir durch den Kopf gingen. Ich wollte die Masse abwischen, weil ich fürchtete, die Kristalle könnten auf meiner Haut Wurzeln schlagen. Doch nichts dergleichen geschah. Als ich die Wasserflasche schüttelte, zerstoben noch eine Anzahl weiterer Pflanzen in meiner näheren Umgebung. Hastig trank ich einen Schluck und korkte die Flasche wieder zu.

Zu spät fiel mir ein, daß es vielleicht besser gewesen wäre, nicht zu trinken. In der Luft und um meinen Körper schwirrten so viele Kristalle herum, und das Wasser hatte einen süßlichen Geschmack. Mit der Flüssigkeit konnte ich gleichzeitig Bakterien unbekannter Herkunft in meinen Körper gepumpt haben.

Eine Weile stand ich abwartend da und war auf qualvolle Schmerzen gefaßt. Ich blickte in den Canyon hinunter.

Der Schatten verschwand langsam, denn die Sonne wanderte nach Westen.

Ich wartete und befeuchtete mit der Zungenspitze unwillkürlich die Lippen. Wieder spürte ich den süßlichen, Geschmack in meinem Mund. Für einen Augenblick glaubte ich wahnsinnig zu werden. Lag es an den verschluckten Kristallen und dem dadurch verursachten Unbehagen? Ich wußte nicht, was in mir vorgehen würde. Vielleicht hatten die Kristalle eine blutzersetzende Wirkung.

Ich riß die Maske vom Gesicht, leckte an meinem Handrücken und setzte die Maske wieder auf. Der Geschmack war noch immer da, und er war gar nicht einmal so übel, jedenfalls weitaus besser, als das Aroma meiner Früchte. So hatte ich vor meinem Ende wenigstens noch einmal so etwas wie Zucker auf der Zunge.

Ich erwartete den Tod. Aber er kam nicht. Dafür nistete sich die Angst in meinem Gehirn ein. Ich hatte nie eine richtige Angst gekannt bis zu dem Augenblick, an dem mein letzter Hoffnungsschimmer verglomm. Jetzt konnte ich alles auf eine Karte setzen und diese seltsamen Pflanzen essen. Es waren Pflanzen, die nur aus kompakten Mineralien bestanden. Es schien einzelne Gattungen zu geben.

Am Rande des Talkessels stehend, durchlief ich alle Stadien von Angst, Verzweiflung und wilder Hoffnung. Das einsetzende Schmerzgefühl wäre nur die Erlösung aus dieser finsternen Ungewißheit des Wartens gewesen. Ich fluchte und betete zugleich.

Aber ich war wohl dazu verdammt, auf andere Weise mein Leben zu beschließen. Ich sah meine kurze Zukunft vor mir. Ich konnte umkehren, konnte zuvor noch an die-

sen ‚Pflanzen‘ meine Wut auslassen. Ich konnte mich auf meine Maschine setzen, in die Wüste hineinfahren und elend umkommen.

Ich ging auf die Pflanzen zu und streckte meine Hand aus, deren Feuchtigkeit das Kristallpulver magnetisch anzuziehen schien. Ich nahm die Maske ab und leckte das klebrige Zeug ab. Es schmeckte wirklich wie Sirup oder Honig – und es verursachte Durst. Ich mußte das Zeug mit reichlich Wasser hinunterspülen.

Ich wurde nicht bewußtlos. Ich hatte nur ein paar Gramm davon gegessen, fühlte mich aber so satt, als hätte ich eine komplette Mahlzeit zu mir genommen. Ich fühlte mich auch angenehm müde. Wäre mein Sauerstoff nicht zu Ende gegangen, hätte ich mich ausgestreckt, um einzuschlafen. Leider mußte ich zu meinem Fahrzeug zurück.

Ich trat noch einen Schritt vor. Die Sonnenstrahlen erhellten den Canyon, und das war meine einzige Chance, festzustellen, wie es unten aussah und entsprechende Pläne zu machen.

Die Terrassen diesseits und jenseits der Hügelkette sahen wie verwilderte Weinberge aus.

Doch auf dem Boden dieses Kessels lag eines jener Monstren, die mir nachts begegnet waren. Es säugte seine Jungen.

Nachts beobachtete ich die Gipfel. Zweimal sah ich Lichter zwischen den Felsen. Ich ließ eine Weile die Zugmaschine laufen, um die Batterie der Luft- und Wasserversorgung aufzuladen. Der Luftkompressor arbeitete zu meiner Zufriedenheit, doch das Wasser ließ sich Zeit. Nach einer

Stunde hatte ich noch nicht einmal einen halben Liter Flüssigkeit gewonnen. Auf der anderen Seite der Hügelkette würde die Luft noch trockener sein.

Dann lag ich noch lange wach und blickte in den Sternenhimmel über mir. Auf der Erde konnte in dieser Dürre kein Leben existieren, doch in einer kleinen Region des Mars, einem von Hügelketten eingefassten Tal, das sich in der Nähe des Äquators befand, konnte das Leben hier entstanden sein.

Die Menschheit war blind gewesen. Wenn wir angenommen hatten, daß es auf anderen Planeten nur ein Leben geben konnte, wie es den irdischen Vorstellungen von ‚Leben‘ entsprach, so hatten wir uns in dieser Hinsicht getäuscht. Wir sahen in der Erde den Mittelpunkt des Universums, um den sich die Sonne, die Sterne und alle anderen Planeten drehten.

Ich schlief ein und fühlte mich im Traum auf die Erde zurückversetzt. Da waren Lebewesen von fremden Planeten gelandet und wurden von der Menschheit gebührend bewundert. Diese Lebewesen konnten sich den Menschen verständlich machen und äußerten ihre Wünsche. Eins brauchte, um weiterleben zu können, eine Backofentemperatur, ein anderes wollte hermetisch von der Außenwelt abgeschlossen werden, ein drittes konnte nur in einer mit Salpetersäure gesättigten Gashülle leben. In jedem Fall konnten die Wesen nur unter der Voraussetzung existieren, daß man diese künstlichen Lebensbedingungen herstellte.

Als ich erwachte, war es taghell. Ich blickte den weißen Abhang mit seinen Stufen und Terrassen hinauf, kroch aus meinem Raumanzug und machte ein paar Kniebeugen,

nicht ohne zuvor die tragbare Sauerstoffmaske aufgesetzt zu haben. Dann betrachtete ich mein Fahrzeug. Wenn ich den ganzen Apparat auseinanderbauen sollte und Teil für Teil ... Hm! Das schien mir noch genauso unmöglich wie am Tag zuvor.

Ich überschlug meinen Lebensmittelvorrat. Ein flüchtiger Blick genügte; ich brauchte nicht einmal die Augen zu bewegen, um ihn abzuschätzen. Ich hätte ihn bequem in einem Taschentuch davontragen können. Glücklicherweise spürte ich keinerlei Beschwerden von der seltsamen Kristallblumenmahlzeit.

Ich frühstückte. Dann nahm ich eine eiserne Brechstange aus dem Gerätekasten und begann die erste Stufe des Kreidegesteins abzuschrägen. Ich hatte sorgfältig die geeignete Stelle gewählt. Ich sah im Geiste einen Pfad vor mir, den meine Maschine, wenn ich alle Stufen und Terrassen abgeseibelt hatte, hinauffahren konnte.

Für die erste Stufe brauchte ich eine halbe Stunde. Aus den Felsbrocken baute ich unten gleich eine Rampe. Dann kletterte ich an Bord der Maschine und fuhr mit ihr die planierte Strecke hinauf. Sie schaffte die Steigung mit knapper Not, ich konnte nur hoffen, daß sie auch alle weiteren Etappen erklomm. Damit sie nicht abrutschte, stützte ich sie hinten sorgfältig ab. Dann ebnete ich die zweite Stufe ein und mußte höllisch aufpassen, daß die losgelösten Brocken nicht gegen die Maschine krachten.

Ich brauchte drei Tage härtester Arbeit, um auf diese Weise die ganze Steigung zu nehmen. Ich schuftete fast ununterbrochen und legte nur zweimal eine Ruhepause ein. Diese Zeit nutzte ich, um zu Fuß den Gipfel zu erklimmen.

Oben bewegte ich mich so vorsichtig wie ein Jäger auf dem Anstand. Auf dem Bauch ließ ich mich zur ersten Terrasse des Kessels hinunterrutschen, um meinen Kochtopf mit der süßen Masse der Kristallblumen zu füllen. Ich muß verboten ausgesehen haben, ungekämmt, langhaarig, vorsichtig wie ein einzelner Wolf, der eine Herde anschleicht, und über und über mit dem klebrigen Pulver bedeckt. Würde ein Wesen von einem anderen Planeten sich auch so verhalten wie ich? Sicher – oder die Kreatur hatte ihr Weltraumschiff in der Nähe, in dem sie jederzeit verschwinden und davonfliegen konnte. Doch ich hatte nur mein Vehikel, das die Monstren spielend leicht einholen konnten, wenn ihnen danach zumute war. Ich konnte mich nur verstecken, beobachten und Erfahrungen sammeln. Ich kannte nicht die Reaktion der Marsbewohner, aber dafür die der Menschen auf der Erde. Sie würden ein Lebewesen von einem fremden Planeten schon aus reiner Neugier zu fangen versuchen.

Die Nacht zum vierten Tag verbrachte ich auf dem Gipfel. Ich hatte ein kleines Teleskop, dessen Linsen ich den Sextanten der Navigationsausrüstung entnommen hatte. Damit konnte ich recht gut das Tal beobachten und aufpassen, ob sich irgend etwas bewegte.

Bei Tag sah ich wenig von den Monstren, nur die ‚Mutter‘ und vier oder fünf – genau konnte ich es nicht erkennen – kleinere Ausgaben von ihr. Sie wärmten sich in der Sonne oder schliefen zwischen den Felsen. In einiger Entfernung glaubte ich, noch eine andere Sippe zu sehen. Das Tal schien überhaupt so eine Art ‚Brutanstalt‘ zu sein. Auf der Wanderung von Pol zu Pol mußten die Monstren

dieses Tal zweimal jährlich passieren. Hier zogen sie ihre Jungen groß.

Bei Einbruch der Dämmerung beobachtete ich die Lichter im Tal. Zuerst leuchteten sie auf der Stelle, dann gerieten sie in Bewegung, Ein ungeheurer Klotz – die ‚Mutter‘ vermutlich – strahlte ein beständiges türkisgrünes Licht aus. Die andern blinkten häufiger und schreckten mich mit scharfen violetten Blitzen. Nur ihre ‚Sprache‘ konnte ich nicht verstehen; die Lichter sagten mir mehr. Bald bewegten sie sich aufeinander zu, bald wichen sie zurück, bald wanderten sie im Kreis herum.

Ich setzte mein improvisiertes Fernglas ab und beobachtete die Szene mit den bloßen Augen. War diese Aktivität nur ein Spiel? War es pure Gewohnheit? War es ein Instinkt?

Vorsichtig und bemüht, nicht in das Mondlicht zu treten oder einen dunklen Schatten auf das Kreidegestein zu werfen, zog ich mich wieder zurück. Ich hatte festgestellt, daß die Kreaturen sich hauptsächlich auf dem Boden des Tal-kessels aufhielten. Nur gelegentlich kletterten sie eine bis zwei Terrassen hinauf, und dann war es bis zu meinem Standort noch eine ganze Strecke. Ich wollte aber nicht die Maus in einem Katz- und Mausspiel sein, falls sie mich zu Gesicht bekommen sollten.

Am nächsten Abend nahm ich meinen gesamten Drahtvorrat, den ich noch im Raketenwrack gesammelt hatte. Noch vor Einbruch der Dunkelheit suchte ich mir ein Versteck, von dem aus ich viel sehen konnte, ohne selber gesehen zu werden. Das Versteck war eine mannshohe Gesteinsspalte, die sich über der nächstunteren Terrasse be-

fand. Hier legte ich meinen Draht aus und bedeckte ihn, wo keine Felsen waren, mit Geröll. Überflüssig zu sagen, daß ich mit den Wesen in ‚Blinkverbindung‘ treten wollte, wie mir das in jener Schreckensnacht vor meinem Raketenwrack schon einmal halbwegs gelungen war.

Als es endgültig dunkel war, saß ich in meiner Spalte und hatte den zur Batterie führenden Draht in der Hand. In die Fassung des anderen Endes hatte ich meine einzige Glühbirne eingeschraubt, mit der ich rotes, gelbes und weißes Licht erzeugen konnte. Ich hatte farbige Stoffstreifen von Hemd und Anzug getrennt, mit denen ich die Glühbirne, je nach Bedarf, umhüllen konnte. Für blaues Licht war meine Taschenlampe vorgesehen.

Ich war bereit, den ersten Kontakt zwischen der Menschheit und den offensichtlichen Beherrschern des Marsplaneten herzustellen. Es gab keinen anderen Ausweg für mich. Ich brauchte Wasser, brauchte ein Obdach, brauchte Treibstoff, brauchte alles mögliche. Auch der süße Kristallpuder konnte mich auf die Dauer nicht ernähren. Wäre ich nur auf diese ‚Diät‘ angewiesen, hätte ich früher oder später den Hungertod bevorzugt.

Wenn ich mich mit Robinson verglich, brauchte ich einen Mann wie Freitag. Ich brauchte jemand, der das Land kannte und alles, was dazu gehörte. Ich brauchte eine Kreatur, der ich das Kunststück beibringen konnte, mir zu Diensten zu sein; eine Kreatur, die sich in dieser Umwelt frei bewegen konnte und der die dünne Luft nichts ausmachte.

Vor allem brauchte ich den Beweis, daß sich die menschliche Rasse auch auf andern Planeten behaupten und durchsetzen konnte. Ich brauchte diesen Beweis für

mich und alle Männer, die nach mir auf dem Mars landen würden. Die wichtigste Frage war, ob der Mensch auch auf fremden Planeten eine führende Rolle spielen konnte, wenn er sich die lebensnotwendigen Voraussetzungen geschaffen hatte. War der Mensch der absolute Beherrscher des Sol-systems oder existierten dort noch intelligentere Lebensformen? Konnte man an die Möglichkeit eines gemeinsamen Zusammenlebens denken? Oder war dieser Gedanke nur ein Auswuchs meiner verzweifelt nach Rettung suchenden Phantasie?

Ich hatte alle Vorbereitungen getroffen und erwartete, eingeklemmt in meiner Felsenspalte, die Antwort auf diese Frage ...

Es war im fünfzehnten Jahr meines Aufenthalts auf dem Mars, als das amerikanische Raumschiff am fünfunddreißigsten Breitengrad der südlichen Ebene landete. Dort war Sommer, und es herrschten die gleichen Lebensbedingungen wie im nördlichen Flachland, von wo aus ich das Schiff zum ersten Male gesichtet hatte.

Am zweiten Tag nach der Landung näherte ich mich dem Raumschiff im hellen Tageslicht. Ich trug wie eh und je meine Sauerstoffmaske mit einem einfachen Zylinder. Meine Lumpen konnte man nicht mehr als menschliche Kleidung bezeichnen. Ich war eine bunte Stoffpuppe und hatte so ziemlich alle Gewebefetzen verwendet, die es gab. Die Gamaschen waren ursprünglich das Gewebe einer Stoffisolierung gewesen.

Als ich noch eine halbe Meile von dem Raumschiff entfernt war, konnte ich das auf den Rumpf gepinselte Ster-

nenbanner erkennen. Nach einer Viertelmeile konnte ich schon mehr Einzelheiten wahrnehmen. Alle Ausstiegsluken waren noch dicht, doch das Raumschiff war unbeschädigt und schien eine glatte Landung gemacht zu haben.

Ich sah ein gläsernes Bullauge; dahinter bewegte sich etwas. Ich schrie und winkte nicht. Wenn die Besatzung noch lebte, würde man mich schon rechtzeitig bemerken und vielleicht in meiner Person einen ortsansässigen Marsbewohner sehen.

Ich war noch hundert Meter entfernt und keineswegs überrascht, als sich eine Luke öffnete und eine Gestalt in einem Raumanzug ausstieg.

Die Raumanzüge waren in der Zwischenzeit stark verbessert worden, wie ich sah. Er war aus einem funkelnden, mit Metallfasern durchsetzten Gewebe und nicht mehr so unförmig aufgeblasen, daß man sich nur mit Mühe darin bewegen konnte. Ich sah den Träger stolpern, als er aus der Luke gesprungen und wie ein Ball hochgewippt war. Die auf der Marsoberfläche herrschende geringe Schwerkraft war ihm neu, ich dagegen hatte mich im Laufe der Jahre an große Hüpfen gewöhnt. Vermutlich war dies sein erster Gehversuch auf dem Mars. Er hatte mich wohl noch nicht gesehen, denn er suchte den Horizont in einer ganz anderen Richtung ab. Angst hatte er nicht, er benahm sich nur so ratlos wie ich nach meiner damaligen Bruchlandung. Jetzt beugte er sich vor und betrachtete eine der blühenden Pflanzen. Als er mich sah, blieb er zunächst wie angewurzelt stehen und kam dann auf mich zu.

Brust an Brust blieben wir stehen. Ich sah sein Gesicht im Glasvisier seines Helms. Seine Augen waren weit auf-

gerissen. Ich streckte die Hand aus und sah, daß er sie irgendwie skeptisch betrachtete. Dann griff er nach ihr. Ich konnte mich ganz gut in seine Gefühle versetzen, denn ich an seiner Stelle wäre mir selber auch mit äußerstem Mißtrauen begegnet.

Ich machte eine Geste in Richtung des Raumschiffes. Sprechen hatte keinen Sinn. Ich sah, wie sich seine Lippen bewegten und vernahm auch ein paar dumpfe Laute, die ich nicht unterscheiden konnte. Ich wußte, was seine Mundbewegung bedeutete: er sprach ins Mikrophon, gab eine genaue Beschreibung meiner Person und all meiner Bewegungen ab, damit die da drinnen die nötigen Vorichtsmaßnahmen treffen konnten.

Ich klopfte ihm auf die Schulter, ging an ihm vorbei und auf die Luke der Druckkammer zu. Er holte mich ein und zupfte an dem Teil meiner Kleidung, der einmal ‚Rockärmel‘ geheißen hatte. Er hielt mich zurück.

Da wurde die Luke vor meinen Augen geschlossen!

Doch wenig später ging sie wieder einen Spaltbreit auf. Man schien sich nicht darüber einigen zu können, ob man mich hineinlassen sollte oder nicht. Ich wurde ärgerlich und nahm vor dem Bullauge Aufstellung. Ich sah ein erstauntes Gesicht und das Brustbild einer Gestalt in Uniform. Mit meinem rechten Zeigefinger schrieb ich in Spiegelschrift ‚Laßt mich rein!‘ an das Glas.

Das Gesicht verschwand, dann hörte ich einen Schrei und ein Scheppern. Ich blickte nach der Druckkammerluke, die sich wieder langsam zu öffnen begann. Ich gab ihnen die Chance, sich auf meinen näheren Anblick seelisch vorzubereiten. Der Mann im Raumanzug zupfte wieder an

meinem Arm und sprach aufgeregt ins Mikrophon. Plötzlich bewegte sich sein Mund nicht mehr, und das Gesicht nahm wieder den erstaunten Ausdruck an. Dann ließ er mich los und marschierte zuerst auf die Luke zu. Enttäuscht deutete ich mit meinem Daumen auf mich und dann auf das Raumschiff.

Ein Leitergestell wurde heruntergelassen.

Ich kletterte hinauf.

Die Druckkammer war moderner eingerichtet als die der älteren Raketentypen, auch das ganze Raumschiff war bedeutend geräumiger. Wenn ich ein wenig das Genick einzog, konnte ich in der Druckkammer aufrecht stehen. Es war Platz für zwei. Mein Kollege stand schweigend da, als sich die Außenluke schloß und in der Kammer das Licht anging. Dann bewegte er wieder den Mund. Sein Helm war nur eine Handbreit von meinem Gesicht entfernt. Nach seinem Gesichtsausdruck zu schließen, sprach er ziemlich aufgeregt. Ich blickte herum, um irgendein Mikrophon zu erspähen. Sicher gab es in der Druckkammer noch eine andere Sprechverbindung. Dann entdeckte ich das kugelartige Mikrophon in der goldenen Plastikverkleidung der Kammerwände. Ich nahm für einige Sekunden meine Maske ab und sagte: „Worauf wartet ihr denn noch?“ Meine Stimme dröhnte furchtbar laut.

Mein Kollege sah mich mürrisch an. Irgendwo hinter mir war ein Lautsprecher, aus dem jetzt eine Stimme kam:

„Wer sind Sie? ... Wir dürfen keine Luft verschwenden! Vor allem müssen wir sicher sein, daß Sie keine Bazillen mit an Bord bringen. Darum müssen wir jetzt die Druckkammer desinfizieren.“

„Hol euch der Teufel“, sagte ich, „ich bin ein Mensch wie ihr alle und habe fünfzehn Jahre hier gelebt. Nur ein Bazillus kann euch auf dem Mars etwas anhaben, und den schleppe ich nicht mit mir herum!“

Ich hatte in einem Atemzug gesprochen, um mir rasch wieder die Maske aufzusetzen. Das war auch nötig, denn nun breitete sich in der Druckkammer der Gestank eines Desinfektionsmittels aus. Man wollte kein Risiko in Kauf nehmen.

Wir warteten.

Mein Kollege vollführte Bewegungen wie ein Taucher, der sich anschickte, die Wasseroberfläche zu durchbrechen. Jemand sagte: „Bleiben Sie ruhig stehen, John, es ist alles in Ordnung.“

Ich setzte meine Maske ab, hustete einige Male und sagte: „Sie würden vielleicht noch verrücktere Bewegungen machen, Gentlemen.“

Ich drehte mich um und betrachtete die glatte Fläche der Außenluke. Noch heute mußte ich an die Katastrophe in M 76 denken und an alles, was seitdem geschehen war. Ich wünschte, ich hätte mich in der Kammer ein wenig wohler gefühlt. Und warum war dieses Raumschiff nicht schon sechs Monate nach meiner Bruchlandung aufgekreuzt? Warum hatte das fünfzehn Jahre gedauert?

Ich fühlte einen Griff an meinem Arm. John, wie er genannt wurde, setzte seinen Helm ab. Er war ein dunkler und hagerer junger Mann mit den fanatischen Augen eines Experimentalwissenschaftlers.

„Sind Sie Engländer?“ fragte er sachlich.

„Ja.“

Schweigend musterte er mich eine Weile und sagte dann: „Ihr Land hatte einmal einen berühmten Forscher namens Scott.“

„Ja, das stimmt“, sagte ich verwundert und wußte noch nicht, worauf er hinaus wollte.

„Dieser Scott“, fuhr er fort, „wollte zuerst den Südpol erreichen und mußte feststellen, daß Amundsen schon dagewesen war. Darüber hat er sich geärgert. Ist es also ein Wunder, daß wir uns auch ein wenig über Sie ärgern?“

Ich sagte nichts. Mir war das völlig unwichtig. Ich hätte gern mit ihm getauscht, wenn er nur früher gekommen wäre. Daß sich ein Mensch eine derartige Bagatelle so zu Herzen nehmen konnte!

Die Innentür wurde geöffnet. Vor mir, flankiert von Männern in einer Art Spezialuniform, stand ein General der U. S. Air Force.

„Kommen Sie herein“, sagte er knapp, „und herzlichen Glückwunsch.“

Ich leistete dem Befehl Folge und streckte die rechte Hand aus. „Sie sind der erste Mensch, der ein Raumschiff zum Mars gesteuert und eine glatte Landung gemacht hat. Daß ich hier bin, verdanke ich ausschließlich der Tatsache, daß ich mehr Glück hatte als Verstand.“ Ich blickte von einem zum anderen. „Sie haben das erste Raumschiff gelenkt, das – hoffentlich – wieder in der Lage ist, die Erde anzusteuern.“

Doch zurück zu meinem ersten Kontakt mit den Marsianern. Das Raumschiff, von dem ich gesprochen habe, war noch lange nicht da ...

Im Augenblick wußte ich nicht, wie viele Jahre vergehen und was mir die nächsten Stunden bringen würden. Ich saß in einer Felsenspalte, von der aus ich das Tal überblicken konnte.

Die Monstren kamen. Ich sah sie zu mir hinaufblinzeln. Die ‚Mutter‘ mit den Jungen konnte ich nicht erkennen. Ich hatte nur Augen für die hellen Scheinwerferlichter, die sich von Terrasse zu Terrasse höherbewegten.

Ich war ihnen aufgefallen. Wie Katzen schlichen sich diese gespenstischen Ungeheuer an, verbargen sich hinter Felsvorsprüngen, tauchten plötzlich auf und waren wieder nähergekommen.

Ich sah sie, beobachtete sie mit angehaltenem Atem und erschrak, wenn ich an die Ausführung meines Plans dachte. Du sitzt viel zu nahe an deiner Glühbirne, sagte ich mir.

Der Boden unter meinen Füßen zitterte, und ich fühlte den unwiderstehlichen Zwang in mir, einfach davonzurennen.

Sie sind sehr groß, dachte ich angsterfüllt, so groß wie eine Segeljacht von zehn Tonnen. Welch ein Wahnsinn, an eine engere Fühlungnahme zu denken! Im Vergleich zu den Wesen war ich nicht größer als ein Käfer. Was nützt es, wenn ein Käfer einem Elefanten zublinzelt?

Ich gab mit meiner Glühbirne verzweifelte Morsezeichen, zweimal lang, zweimal kurz, dann eine Pause; dreimal lang und dann eine lange Pause. Dann wiederholte ich die gleichen Blinksignale, bis keine Kreatur, die in meiner Nähe war, den Rhythmus meiner Signale übersah.

Minutenlang rührte sich unten nichts. Ich dachte, sie hätten sich wieder zurückgezogen. Dann sah ich, daß einer

bereits die Hälfte des Abhangs erklommen hatte und seine Augen leuchten ließ. Er kopierte die Farbe meiner Glühbirne und funkte gewissermaßen auf meiner Wellenlänge.

Er funkte nicht lange allein, denn die andern beeilten sich, ein gleiches zu tun.

Ich wechselte mein Signal. Laut Morsealphabet waren meine Blinkzeichen ZO, aber damit konnten sie nichts anfangen. Ich hatte mein Ziel aber erreicht, wenn sie begriffen, daß sie es mit einem intelligenten Lebewesen zu tun hatten.

Dann stellte ich den Blinkverkehr ein. Sie auch. Ich konnte sie jetzt auch ohne ihre Lichter sehen. Sie hatten schon zwei Drittel des Abhangs zurückgelegt. Alle verhielten sich abwartend und unbeweglich. Ich ließ sie warten.

Einer blinkte plötzlich mein eigenes ZO-Signal in meine Richtung. Es hatte den Anschein, als könne er den Radius seines Lichtscheins verengern und genau auf meine Glühbirne konzentrieren, die sich zwanzig Meter vor mir befand. Ich antwortete mit dem gleichen Signal.

Seine Lichter nahmen alle Regenbogenfarben an.

Ich antwortete in Rot.

Er stellte das Scheinwerferspiel ein, die andern folgten seinem Beispiel. Sie hatten meine farbigen Signale beantwortet in der Art, wie kleine Kinder die Stimme eines Erwachsenen imitieren.

Jetzt schaltete ich auf Weiß um, und gleich wurden sie wieder so lebhaft wie ein Terrier, der eine Ratte entdeckt hat.

Ich schaltete ab.

Vielleicht wollten sie mit mir ‚spielen‘. Sie kamen näher,

schwärmten aus und begannen überall herumzusuchen, wobei sie unentwegt meine Signale wiederholten. Zwei von ihnen kehrten wieder ins Tal zurück wie Kinder, die des Spiels überdrüssig waren.

Dafür setzten zwei andere das Spiel mit doppeltem Eifer fort und krochen näher. Sie hatten ungefähr die Stelle erreicht, an der meine in die Fassung geschraubte Glühbirne lag. Von Zeit zu Zeit funkten sie mein Signal. Ich zog die Glühbirne ein, umwickelte sie mit einem roten Stoffetzen und ließ sie wieder herunter, um sie aufblitzen zu lassen.

Ich erzielte das erwartete Resultat. Sie bewegten sich langsamer, und im Mondschein sah ich ihre Silhouetten unter mir. Sie erinnerten mich an Meeresungeheuer.

Wieder bekam ich es mit der Angst zu tun, doch galt meine Sorge weniger der eigenen Person als vielmehr der Glühbirne. Wurde sie zerstört, dann war die Blinkverbindung für alle Zeiten unterbrochen, dann konnte ich nur noch mit meinen Augen blinken.

Als sie bedrohlich nahe an der Glühbirne waren, unterbrach ich den Stromkreis der beiden Schnüre in meiner Hand. Ich beobachtete die Wesen mit der gleichen Spannung, wie sie nach der Lichtquelle suchten. Als sie endlich kehrtmachten, schaltete ich die Glühbirne wieder ein, und einer sprang mit einem gewaltigen Satz zurück. Vorher war er zu nahe an der Glühbirne gewesen, jetzt zu nahe an meinem Versteck.

Beinahe hätte ich aufgeschrien. Vor Schreck schaltete ich die Glühbirne wieder an und gab das alte ZO-Signal. Als sie zu nahe waren, gab ich drei kurze Blitze und schaltete ab.

Ich mußte jetzt Geduld haben, die gleiche Portion Geduld, die ein Hundedresseur nötig hat. Ich brauchte zwei Stunden, um ihnen begreiflich zu machen, daß das S-Signal eine Verneinung bedeutete. Zweimal verloren sie ihr Interesse, und ich konnte sie nur durch Serien kurzer und farbiger Blinksignale zurückrufen.

Ich war in Schweiß gebadet. Stundenlang hatte ich mit meiner Glühbirne auf sie eingewirkt und ihnen nur die Worte ‚Kommen‘ und ‚Verschwinden‘ beigebracht. Aber ich konnte mit diesem Erfolg zufrieden sein. Ich hatte sie gelehrt, mir zuzuhören und ihre Schlüsse aus dieser ‚Zwiesprache‘ zu ziehen. Noch vor ein, zwei Tagen war es mir völlig unmöglich erschienen, mit diesen Kreaturen auch nur irgendwelchen Kontakt aufzunehmen, doch ein Unmöglich konnte es nun nicht mehr geben.

Ich schaltete die Glühbirne aus. Wenn ich glaubte, daß sie mir ein ZO-Signal gaben, schaltete ich sie wieder an und ließ sie brennen, damit ich sie, falls jemand ein S-Signal blinkte, wieder ausschalten konnte.

Ich sah, daß die Kreaturen untereinander nun dauernd die Leuchtfarben wechselten. Diese Möglichkeit hatte ich nicht, bei mir dauerte ein Farbenwechsel wesentlich länger. Meine Augen konnten ihren Zeichen einfach nicht folgen. Wenn man einem stocktauben Menschen zugemutet hätte, zwei gleichlautende Vokale voneinander zu unterscheiden, wäre es dasselbe gewesen.

ZO blinkten sie, und ich schaltete die Glühbirne an. Dann blinkten sie S, und ich schaltete sie aus. Einer signalisierte sehr schlecht. Ich morste ihm eine diesbezügliche Frage zu.

Vier Stunden lang beantwortete ich alle Fragen von der Gegenseite mit dem S-Signal, ansonsten verhielt ich mich ruhig. Ich sah dann, daß sie ihr Interesse verloren und ins Tal hinunterwanderten. Ich kroch aus meinem Versteck und machte ein paar Freiübungen, um warm zu werden.

Plötzlich schoß ein kaltes und blendendes Lichtbündel auf mich los. Es war die ‚Mutter‘, die, gigantisch wie ein riesiger Felsen, keine fünfzig Schritte von mir entfernt war. Aber sie stand nicht auf irgendeiner der Terrassen unter mir, sondern hatte einen Höcker der Hügellkette erklettert.

Ich saß in der Falle. Sie hatte ihre Scheinwerfer auf mich gerichtet, auf mich, die Kreatur, die mit ihren Jungen ‚gespielt‘ hatte. Ich fingerte nach meiner Taschenlampe, in der vagen Hoffnung, sie durch Blinksignale versöhnlicher zu stimmen. Aber was konnte meine Taschenlampe gegen die gleißende Helligkeit ausrichten? Dann erlosch das weiße Licht und wurde von einem rotglühenden Schein abgelöst. Plötzlich schossen zwei rubinrote Lichtbündel hervor, eines erfaßte meine Maschine, das andere schien den Boden zu durchdringen. Ich sah nur noch, wie die Leitungsschnur herausgerissen wurde, an deren Ende die Fassung mit der Glühbirne war. Mein ‚Experiment‘ hatte Erfolg – allerdings kaum den gewünschten. Jetzt hatte die Kreatur alles erobert: Maschine, Batterien, Kraft-, Luft- und Wasserversorgungsanlagen, Glaube und Hoffnung. Wie ein massiver Turm stand sie über mir ...

Als das amerikanische Raumschiff gelandet war, stieg ich ein, und der General fragte: „Sie waren fünfzehn Jahre hier?“ Er sagte es mit leidenschaftsloser Stimme. Er war

kein Mann der großen Geste. Er blickte über meine Schulter hinweg nach der Innenluke der Druckkammer, als dächte er über etwas ganz anderes nach: die wasserlose Mars-oberfläche, die trockene, dünne und reglose Luft jenseits der Druckkammer.

Ich stand ihm in seinem Schiff gegenüber und mußte mich erst einmal an die elektrische Beleuchtung und die irdische Atmosphäre gewöhnen, die ich so lange nicht mehr geatmet hatte.

Da war auch ein Mann in der Uniform eines Captains, der links hinter ihm stand. „Es würde uns interessieren, wie Sie hierhergekommen sind“, sagte er.

„Ich könnte Ihre Fragen besser beantworten, wenn Sie mir ein Glas Wasser geben“, sagte ich. „Ich habe auch nicht viel Zeit und möchte noch einmal dorthin zurückkehren, wo ich vor einer Stunde hermarschiert bin.“

Der General scheuchte seinen Stab weg. Dann befahl er noch, mir etwas Eßbares zu bringen und deutete mit einer sparsamen Geste in Richtung seiner Kabine. Er war kühl und höflich. Ein anderer Offizier fragte mich, ob ich eine Platte Rührei mit Schinken haben wolle. Da mußte ich erst einmal scharf nachdenken, was das eigentlich war.

Ich folgte dem General in die Kabine und sah mir jedes Schraubchen und jede Niete an. Ich wußte es noch nicht, doch indem er mich durch. das Schiff führte, ließ er mehr Sicherheitsvorschriften außer acht, als sich die Besatzungsmitglieder erinnern konnten. Aber die Situation war außergewöhnlich und erforderte außerordentliche Maßnahmen. Vielleicht dachte er das, denn er konnte mich ja schlecht draußen auf dem Mars interviewen. Möglich, daß

er es am liebsten getan hätte, um Maschinen- und Kontrollräume meinen neugierigen Blicken zu entziehen.

Es war die stark verkleinerte Ausgabe einer normalen Schiffskabine. Wenn hier der Kommandeur lebte und schlief, konnte ich mir nicht vorstellen, in welchen Mauselöchern die Mannschaft untergebracht war.

Noch zwei weitere Offiziere und ein Zivilist traten ein. Damit war die Kabine auch restlos voll.

„Captain Vanburg“, stellte der General vor, „Leutnant Boles, Mister John DeLut, und mein Name ist Stilwell.“

Zwei von uns nahmen auf der Kante der Schlafkoje Platz und die andern auf der Bank gegenüber. Mister John DeLut, schlank und dunkel, blieb gezwungenermaßen stehen. Irgendwo schaltete sich automatisch ein Ventilator an.

„Gordon Holder“, stellte ich mich vor, „Ingenieur einer inoffiziellen britischen Expedition, die vor fünfzehn Jahren das Versuchsgelände in Woomera, Australien, verließ. Die Expedition war nicht erfolgreich; ich bin der einzige Überlebende.“

Sie verdauten das erst einmal. Ich betrachtete ihre Gesichter und hatte den Eindruck, daß meine Worte zum einen Ohr rein und zum andern rausgegangen waren.

„Eins scheint klar zu sein“, sagte John DeLut. „Auf dem Mars gibt es nicht nur Wüsten, Berge und ...“ Er trat zur Seite, um den Steward vorzulassen, der meine Platte Rührei mit Speck brachte.

Ich sah mir die Platte an. Meine Augen liefen förmlich über. Da stand nicht nur ein Glas Wasser auf dem Tablett, sondern auch eine dampfende Tasse Kaffee. „Wenn Sie annehmen, daß man hier auf dem Mars solche Lebensmit-

tel produzieren kann“, sagte ich, „dann sind Sie gewaltig im Irrtum.“

Vanburg sagte sofort: „Verhungert sind Sie jedenfalls nicht!“

Der General wartete, bis der Steward verschwunden war. „Warum wollen Sie wieder zu der Stelle zurück, wo Sie hergekommen sind? Was soll das bedeuten?“

Ich erzählte es ihm, doch mich beschäftigte im Augenblick weit mehr die Frage, wie mein Magen auf die ungewohnte Nahrung reagieren würde. Mir lief das Wasser im Mund zusammen. Doch als ich zu essen begann, schmeckte es doch nicht ganz so gut, wie ich Rührei mit Speck in Erinnerung hatte. Vor allem schmerzten mir die Zähne, die sich in einem fürchterlichen Zustand befanden. Ich bewegte nur den Mund und schluckte jeden Bissen fast unzerkleinert hinunter. Als ich die Hälfte gegessen hatte, schmerzte meine Kaumuskulatur so sehr, daß ich auf die andere Hälfte verzichtete. Der starke Kaffee hatte eine ähnliche Wirkung wie die erste Zigarette meines Lebens.

Ich berichtete von unserem Start, dem Unfall und meinem verrückten Entschluß, auf dem Mars zu landen. Sie hörten mir ungläubig zu. „Wäre meine Rakete nicht zu Bruch gegangen“, sagte ich, „hätte ich mich genauso vor Bazillen und Bakterien gefürchtet wie Sie. Aber ich mußte raus, denn in der Rakete wäre ich vor die Hunde gegangen. Wie Sie sehen, bin ich nicht gestorben. Ich habe die mechanische Einrichtung der Rakete auseinandergebaut und völlig andere Apparaturen und Anlagen zusammengebastelt. Ich habe alle Probleme gelöst, nur nicht das Lebensmittelproblem. Ich fand zwar eßbare Substanzen, aber das

steht auf einem andern Blatt. Der französische Forscher Doktor Bombard überquerte vor zwanzig Jahren den Ozean und ernährte sich dabei ausschließlich von Algen. Was glauben Sie wohl, wovon ich mich fünfzehn Jahre ernährt habe?“

Ich legte eine Pause ein. Soviel ich sehen konnte, spitzten sie jetzt die Ohren. Leutnant Boles hatte Notizblock und Bleistift aus der Tasche gezogen.

„Aus den Pflanzen, die Sie hier draußen sehen“, fuhr ich fort, „kochte ich mir eine Art Brühe. Zu einer bestimmten Jahreszeit tragen sie Früchte. Ich infizierte das Fruchtfleisch mit Erdbakterien und erhielt einen hefeartigen Brei, der aber bedeutend schlechter als Hefe schmeckte. Ich entdeckte noch andere Nahrungsmittel, gewisse Substanzen von Zucker, Kohlehydraten, die wie Eisblumen wuchsen und auseinanderflogen, sobald man sich ihnen näherte. Es waren Blumen in Form von einer Art Mineralkristallen. Wie dem auch sei, ich verdanke mein Leben der Existenz anderer Lebewesen, sonst wäre ich schon lange an Skorbut oder Beriberi gestorben. Ich möchte noch einmal zurück, um mich bei den Kreaturen zu bedanken, besonders bei einer von ihnen. Vieles wird Ihnen nicht verständlich sein, ich selbst habe in den fünfzehn Jahren noch nicht alles begriffen.“

Vor fünfzehn Jahren hatte ich bereits mit dem Leben abgeschlossen ...

Sie stand wie ein riesiger Turm über mir, und ich bemerkte plötzlich noch ein rubinrotes Lichtbündel aus der entgegengesetzten Richtung. Unwillkürlich drehte ich mich

um. Es war eines der Jungen, von dem ich angenommen hatte, daß es ins Tal zurückgekehrt war.

Um mich herum wurde es plötzlich grün. Es wäre ein hoffnungsloses Unterfangen gewesen, die Schönheit und Klarheit dieser Farbe zu beschreiben, die Erde hatte nichts dergleichen aufzuweisen. Man sah dieses Licht nicht nur, man hörte es sogar. Ich glaubte, aus diesem Licht die jeweilige Gemütsverfassung der Wesen herauszulesen.

Das grüne Licht stammte von dem kleineren Wesen. Es schien Zwiesprache mit seiner ‚Mutter‘ zu halten, denn die Lichtbündel über meinem Kopf geisterten hin und her. Die Sprache schien ‚Bitte‘ und ‚Nein‘ zu bedeuten, so ungefähr wie: ‚Darf ich ihn fressen?‘ und: ‚Nein, du verdirbst dir den Magen!‘.

Was ich dann tat, konnten sie nur begreifen, wenn sie so etwas wie Verstand hatten. Ich kletterte auf mein Fahrzeug und ließ eine Wolke Sauerstoff aus dem Tank entweichen. Damit wollte ich den verzweifelte Beweis erbringen, daß ich Hilfe brauchte. Anschließend blinkte ich ein Signal, das Ähnlichkeit mit einem fragenden ‚Ja‘ hatte.

Als ich mein Licht blinken ließ, schalteten sie ihre Lichter ab. Nur gelegentlich warfen sie sich ein paar kurze, leuchtende Blicke zu.

Erschöpft und schweißgebadet stellte ich den Blinkverkehr ein. Ich war mit meiner Weisheit am Ende. Die ‚Mutter‘ kehrte wieder ins Tal zurück. Ich folgte dem Jungen an meiner Seite. Wenn ich Schwierigkeiten hatte, über ein Gefälle hinwegzukommen, blieb es stehen und wartete. Dann ging es voraus und ebnete mir mit verblüffenden Kratzbewegungen einen Pfad, so daß ich hinuntersteigen konnte.

Ich folgte ihm bis zum Talkessel, in dem sie ihr Lager hatten.

Sauerstoff war für sie ein unbekannter Begriff. Doch als die Dämmerung anbrach, führten sie mich in eine Kaverne etwas weiter ab. Zunächst blieb ich unschlüssig vor der Öffnung stehen. Dann trat ich ein und hörte ein leises Plätschern. Es war der unterirdische Kanal eines von den Polarregionen fließenden Bachgerinsels. Diese Quellen waren auf dem Mars so selten wie die feuerspeienden Vulkane auf der Erde.

Das Wasser sprudelte dicht vor mir aus dem Kalkgestein und stürzte dann in unendliche Tiefen. Jetzt wußte ich, was das alles zu bedeuten hatte: Es, das Junge, hatte meine verzweifelten Signale verstanden.

Ich lag in der Dunkelheit, riß die Maske vom Gesicht und trank eine Wassermenge, wie ich sie auf der Erde nie getrunken hätte. Ich setzte die Maske auf, um Atem zu schöpfen, und trank noch einmal. Plötzlich hörte ich vor der Öffnung der Kaverne ein rumorendes Geräusch.

Es war schon taghell, als ich in Richtung des Eingangs stolperte. Da stand übrigens meine Maschine, in der die Kreaturen offenbar auch so etwas wie ein hilfesuchendes Lebewesen vermutet hatten. Die Maschine stand so, wie sie oben gestanden hatte und machte einen durchaus fahrbereiten Eindruck. Ich wollte die Sauerstoffanlage in Betrieb setzen, doch als ich auf die Maschine lossteuerte, schob sich plötzlich ein Schatten vor den Eingang.

Sie hatten einen Felsen davorgeschoben, und ich saß jetzt in der Falle. Sie hatten mich eingesperrt wie ein Schaf im Pferch, wie eine weiße Maus im Käfig. Hoch über mir

konnte ich nur ein Dreieck des Himmels sehen. Diese Öffnung war so hoch, daß es keiner der Kreaturen eingefallen wäre, sie zu bewachen. Vielleicht rechnete auch niemand mit einer Flucht. Offenbar meinten sie es gut mit mir – und warum sollte ich da verschwinden?

Sie bewahrten mich auf, wie das die Menschen mit einem kleinen Singvogel tun, der aus dem Nest gefallen ist.

Die Spannung in der Kabine des Raumschiffes wuchs. Alle vier starrten mich jetzt an wie ein Fabelwesen, und so sah ich in meiner Kleidung ja auch aus. DeLut stand im Türrahmen; Leutnant Boles, das Notizbuch in der Hand, saß neben mir auf der Koje; Captain Vanburg, groß und blond, krauste die Stirn, als könne er dann alles besser begreifen, und das Gesicht des Generals verwandelte sich immer mehr in eine starre Maske.

Die Augen von DeLut funkelten verwundert und ungläubig. „Soll das heißen, daß ... Sie meinen also wirklich, daß es auf diesem Planeten intelligente Lebewesen gibt? Sie müssen wissen, daß ich hier der Biologe bin und ...“

„Es gibt welche“, antwortete ich.

„Wie sehen die aus?“ fragte er. „Teufel noch mal, Sie haben keine Ahnung, was das auf der Erde für eine Sensation geben wird! Wie groß sind sie? Welche Gestalt haben sie? Welches Stadium der Zivilisation haben sie erreicht? Wo sind ihre Städte und Dörfer? Und wie ... wie leben sie darin?“ Seine Stimme überschlug sich förmlich vor Neugier, er wollte alles auf einmal wissen.

Ich erzählte es ihm nach und nach. Ich beschränkte mich zunächst auf eine rein äußere Beschreibung. Zu meiner

Überraschung hielten sie die Körpergröße für glaubhaft, aber als ich dann auf ihre Lebensgewohnheiten, Körperfunktionen, Scheinwerferaugen und Sonstiges zu sprechen kam, da sahen sie mich mißtrauisch von der Seite an. Für sie war es eine Tatsache, daß mein Geisteszustand in den fünfzehn Jahren irgendwie gelitten hatte, wenn man mir das auch nicht sofort anmerkte.

„Und Sie sind also felsenfest davon überzeugt, daß es sich um intelligente, das heißt: selbständig denkende und reagierende Lebewesen handelt?“ fragte DeLut noch einmal.

„Ja“, bestätigte ich wieder.

Vanburg wollte vorsichtig wissen: „Wenn schon von Intelligenz die Rede ist – welche Gesellschaftsordnung bevorzugen sie? Ich spreche jetzt von der sogenannten sozialen Struktur.“

„Das ist sehr kompliziert“, antwortete ich. „Es besteht eine Art Familiensystem, wenn man so sagen kann.“

Aber diese Auskunft brachte ihn nicht weiter. Er wollte eine Antwort, die seine Phantasie erfassen konnte.

„Ich meine, was sie tun und lassen.“

„Nichts“, sagte ich.

Das wollte mir niemand glauben und ich fügte hinzu: „Sie jagen, essen, schlafen und sterben.“

Captain Vanburg zuckte die Achseln und sagte nach längerem Überlegen: „Sie waren fünfzehn Jahre mit ihnen zusammen ... Hm! ... Aber Sie haben mehr gesehen als wir, und wenn Sie das sagen, wird es schon stimmen.“

„In Ordnung“, sagte ich. „Denken Sie darüber, wie Sie wollen. Ich kann nur sagen, daß sie keine Häuser bauen.“

Sie konstruieren auch keine Maschinen oder sonstige Gebrauchsgegenstände, und sie arbeiten nicht von acht Uhr morgens bis fünf Uhr abends. Sie bauen auch keine Raketen, um damit von einem Planeten zum anderen zu fliegen. Demnach sind sie gar nicht so intelligent.“

Der General sagte: „Captain Vanburg wird Ihre Auskünfte über das Leben auf dem Mars nicht anzweifeln.“

„Sie haben auch eine Sprache“, erklärte ich. „Sie unterhalten sich mit Lichtwellen der verschiedensten Farbtönen. Sie können sich nur nicht in Worten ausdrücken. Schreiben können sie natürlich erst recht nicht. Wenn Sie Zeuge ihrer Unterhaltung sind, sehen Sie nur eine Symphonie von Regenbogenfarben. Möglich, daß das auch noch kein Zeichen von Intelligenz ist. Sie werden sagen, daß sich die Singvögel unserer Erde mittels Zwitschertönen unterhalten, die manche Menschen herrlich finden, was sie allerdings nicht von der Ansicht abbringen kann, daß Vögel eben keine Intelligenz besitzen.“

Sie sahen mich noch immer an: verwundert, zweifelnd, aber geduldig.

Boles erinnerte sich seines Notizblockes und kritzelte etwas hinein. Ich konnte mir vorstellen, daß die Worte lauteten: Verständigung mittels Lichtsignalen, ähnlich wie bei den Vögeln mittels Zwitschertönen.

Ich ließ ihnen Zeit, alle Eindrücke gründlich zu verdauen. Dann sprach ich weiter.

„Vielleicht reicht die folgende Begebenheit aus, um ihre Intelligenz zu bestätigen: Als sie merkten, daß ich nur in sehr beschränktem Maße farbiges Licht produzieren konnte, lernten sie meine Signale nach und nach auswendig.

Meine Signale basierten auf dem Morsealphabet. Sie lernten erstaunlich rasch und leicht, zeigten aber andererseits kein Interesse, mir auf diese Weise zu antworten. Und sie wußten auch, was Ihre Landung auf diesem Planeten bedeutete. Sie wußten, daß ich der erste Fremde war und Sie der zweite. Und sie rechnen damit, daß sehr bald mehr Fremde auf diesen Planeten kommen werden. Sie sehen darin so etwas wie eine Heuschreckenplage.“

Ich sah ihren Gesichtern an, daß sie sich trotz angestrengten Nachdenken nicht viel unter den Marsianern vorstellen konnten.

Was ich jetzt erzählte, mußte meine Zuhörer noch skeptischer stimmen:

„Es war mein Fehler“, sagte ich, „denn ich habe ihnen zuviel von der Menschheit erzählt. Ich hätte mir erst alle Möglichkeiten und Entwicklungen der Zukunft durch den Kopf gehen lassen sollen.“

„Sie haben von der Menschheit erzählt“, unterbrach der General, – „und was haben sie dazu gesagt?“ Er sprach diese Frage mit milder Nachsicht aus. Er hielt mich für übergeschnappt, doch meine vermeintlich blühende Phantasie schien ihm zu gefallen.

„Sie wollten wissen, ob auf der Erde Wesen wie sie selbst existieren. Und ich Narr bestätigte es ihnen. Ich erwähnte Walfische, und was mir noch an großen Tieren in den Sinn kam. Ich wollte ihnen damit imponieren und zu wissen geben, daß unsere beiden Planeten eine auffallende Ähnlichkeit miteinander haben. Ich wollte sie überzeugen, daß die Lebensformen aller Planeten verwandt seien.“

„War das nötig?“ fragte der General.

Ich antwortete nicht. In der engen Kabine des Raumschiffes, das mich hoffentlich wieder zur Erde zurückbringen würde, sagte ich ihm nur, was ich zu sagen hatte.

„Sie fragten, ob die Walfische die beherrschenden Lebewesen unserer Erde wären. Ich verneinte es. Sie wollten wissen, ob es sich um intelligente Tiere handele. Ich sagte, das wüßten wir nicht, sondern nur soviel, daß sie ein größeres Gehirn besäßen als wir Menschen. Dann müßten die Walfische auch die beherrschenden Lebewesen sein, meinten sie. Da sagte ich, daß wir, die Menschen, diese Walfische jagten. Ihr Gehirn interessiere uns wenig, wir würden sie zu Tran verarbeiten.“

„Sie haben Ihnen doch hoffentlich gesagt, daß wir nur friedliche Absichten haben?“ fragte der General. „Sie haben ihnen erzählt, daß in den nächsten hundert Jahren mit einem Angriff auf den Mars nicht zu rechnen ist? Sie wollen also noch einmal zurückkehren, um ihnen zu sagen, daß wir ... daß wir ihre Freunde sind?“

„Das wäre das Wichtigste“, sagte ich. „Sie haben sich über uns Menschen ein genaues Bild gemacht und vermuten, daß ihnen die erste Expedition ein Junges rauben wird, um es zu zerlegen und jedes Glied einzeln zu betrachten. Durch mich können Sie mit ihnen Kontakt aufnehmen, aber das ist eine langwierige Angelegenheit und ein Tappen im Dunkeln. Wenn es mir gelingt, eines der Wesen zu Ihnen zu bringen, und ich Ihre Fragen in seinen Dialekt übersetze, werden Sie denken, daß es sich um einen Zirkustrick handelt.“

Ich legte eine Pause ein, in der niemand etwas sagte.

„Dann werde ich jetzt zurückkehren. Meine Stunde ist

um. Ich bin nur gekommen, um mich Ihnen vorzustellen. Meine Gefährten der letzten fünfzehn Jahre lassen Ihnen mitteilen, daß Sie einen Ihrer Leute mit mir austauschen wollen. Er hat die Aufgabe eines Botschafters. Er kann ein Wissenschaftler sein und ihre Lebensweise studieren. Und Sie können ihn jederzeit wieder austauschen. Alljährlich darf ein Raumschiff landen. Werden diese Forderungen eingehalten, können wir in Frieden leben. Sie wollen den Frieden.“

Die Männer starrten mich an, und Vanburg sagte: „Unter diesen Bedingungen wollen Sie wieder zurückkehren, Holder?“

Ich nickte.

„Nehmen wir an, ich bin damit einverstanden“, sagte der General. „Wer garantiert uns, daß wir die einzige Nation bleiben? Ein russisches Raumschiff kann täglich hier eintreffen, und Ihre Landsleute werden die Nächsten sein. Sie werden nicht damit einverstanden sein, daß alljährlich nur ein amerikanisches Raumschiff landen darf. Und wenn sie sich den Teufel darum kümmern – wie werden unsere Gastgeber darauf reagieren?“

Ich senkte den Kopf.

„Das weiß niemand“, sagte ich. „Ich habe ihnen nicht erzählt, daß wir uns im Wettlauf mit anderen Nationen befinden. Sie wissen auch nichts von Kriegen und bewaffneten Auseinandersetzungen. Es ist unser Unglück, daß wir so gestaltet sind wie die Wesen, die ihnen zur Nahrung dienen. Ein unbedachter Hinweis wird sie davon überzeugen, daß wir einer niederen Gattung angehören.“

Als ich den Kopf hob, sah ich, daß sie wieder einmal

nicht verstanden hatten. Kein Wunder; denn kaum waren sie auf dem Mars gelandet, sollten sie schon verhandeln, und das mit Wesen, die sie noch nicht einmal gesehen hatten.

Da war ein Licht in der Dunkelheit, ein einzelnes Flackern quer über den zugebauten Höhleneingang. Es war Eii – diesen Namen verdankte er meiner Übersetzung seiner Lichtsignale.

Als ich genauer hinsah, war der Höhleneingang wieder frei.

Dann brauchte ich keine ‚Bewachung‘ mehr; ich wußte mittlerweile auch, daß die Höhle nur zu meinem Schutz diente. Eii brachte mir Wasser und Nahrung, dann auch noch Ausrüstungsgegenstände, die er auf unerklärliche Weise aus dem fernen Raketenwrack geholt hatte. Aber sonst zeigte er für meine Nöte kaum Verständnis, denn er kannte sie einfach nicht. Er brachte mir nur immer die Rohstoffe.

Sie halfen mir auch nicht bei meiner täglichen Arbeit, obwohl sie mich mit Früchten versorgten, die ich mir selber zubereitete. Nacht für Nacht versuchte ich, ihnen mit meiner Taschenlampe das Morsealphabet beizubringen. Eii war ein besonders gelehriger Schüler. Ich weiß allerdings nicht, wer von uns beiden mehr Geduld aufbrachte. Schließlich hatte ich ihm so viele Worte eingepaukt, daß wir uns mit Lichtsignalen unterhalten konnten.

„Du nicht von hier?“ blitzte er und blendete sorgfältig seine Augen ab, die geisterhaft die Kalksteinwände erhellen. Ich saß auf einem improvisierten Stuhl und betrachtete das Blatt mit den Zeichen. Ich hatte alle möglichen Worte

aufgeführt und sie zum Teil mit Fragezeichen versehen, wenn mir etwas daran noch unklar war.

„Ich bin nicht hier geboren“, blinkte ich.

„Du hast von einer anderen Welt gesprochen?“

„Ja. Sie ist sehr weit von hier entfernt.“

Er blendete sein Licht ab und wechselte dessen Farbe.

„Es gibt keine so weiten Entfernungen.“

„Darüber kann man geteilter Meinung sein“, signalisierte ich.

Er antwortete in Gelb. „Für dich – nicht für uns.“ Damit wälzte er sich aus der Höhle.

Am nächsten Tag war er wieder da. Unter dem Begriff ‚Tag‘ verstand er die Nacht. Er kam in meine Höhle wie eine Lokomotive, die in einen Tunnel fuhr. Kaum war er drin, ließ er seine Scheinwerfer spielen und fragte: „Wie hast du diese Entfernung zurückgelegt?“

„Mit einer Maschine.“

„Was ist eine Maschine?“

Ich erklärte es ihm und fügte hinzu, daß eine Maschine, mit der man sich fortbewegen konnte, auch für ihn von Nutzen wäre.

„Nutzen?“ fragte er. Das Wort war ihm neu.

„Eine Maschine kann vieles für dich tun“, erklärte ich.

„Es ist seltsam“, antwortete er. „daß du Maschinen bewunderst, die deine Arbeit für dich machen.“

„Ohne die erforderlichen Ausrüstungsgegenstände kann ich in dieser Umgebung weder atmen noch essen oder leben“, sagte ich.

„Dann ist es besser für dich, wenn du stirbst“, erwiderte er, „und alle, die so sind wie du, auch.“

Ich wurde wütend und betätigte den Regler der Batterie, um für meine Antwort möglichst viel Strom zur Verfügung zu haben. „Unsere Unzulänglichkeit ist zugleich unsere Stärke! Wir haben nämlich Erfindungen gemacht, die stärker sind als wir selbst. Ihr seid viel größer und stärker – aber könnt ihr durch die Luft fliegen und von einem Planeten zum anderen? Nein, das könnt ihr nicht. Und ich kann euch auch sagen, warum: weil ihr nicht die richtigen Maschinen dazu habt. Mit Maschinen ist alles möglich. Ich will welche bauen, die euch von Nutzen sind!“

Mit abgeblendeten Scheinwerfern dachte er darüber nach.

„Alles möglich?“ signalisierte er dann.

„Natürlich müßt ihr auch noch etwas lernen“, antwortete ich.

Er blitzte eine Verneinung.

„Wenn du weißt, wie die Maschine gebaut wird, wirst du auch wissen, weshalb sie läuft.“

Er blitzte eine Verneinung.

Ich verlor meine Geduld und blinkte: „Du weißt überhaupt nichts! Du weißt nicht, woraus sich alles zusammensetzt, und kennst auch nicht die Entfernungen der Planeten!“

Grünes Licht bedeutete Gelächter und ähnliche Gemütsregungen; das schaltete er jetzt ein. „Du weißt noch weniger!“

Dann kam er eines Nachts wieder, legte sich wie ein schwarzer Felsen vor den Höhleneingang und blinkte mir kein einziges Wort zu.

Ich warf ein kleines Felsenstück nach ihm, aber er rührte sich nicht.

Ich setzte meine Signalanlage in Betrieb und sagte: „Ich habe etwas für euch. Sechs Monate habe ich euch in diesem Tal beobachtet. Behauptet nur nicht, daß ihr völlig unabhängig seid. Zweimal im Jahr wandern durch dieses Tal Lebewesen. Die freßt ihr auf. Aber dann hungert ihr wieder sechs Monate. Aber ich kann euch Zäune bauen, da könnt ihr eure Beute hineintreiben und damit für Vorrat sorgen. Das leuchtet dir doch ein – oder?“

Er blieb still, gab nur ein schwaches blaues Lichtzeichen von sich, wie ein Auge, das sich verschlafen öffnete. Nach einer Weile meinte er: „Schade, daß du nicht sein kannst, was du bist. Du willst immer mehr sein und du willst immer anders sein.“

Ich versuchte ihn zu verstehen; davon hing schließlich mein Leben ab. „Unser Leben ist kurz, darum tun wir alles, um es auszunutzen.“

Lange Pause. Dann blinkte er eine Antwort, deren Bedeutung ich vielleicht ein wenig durcheinander brachte. „Wenn du nichts tust, wirst du länger leben. Warum mühst du dich ab? Was treibt dich dazu?“

Ich starrte ihn in der Dunkelheit an und dachte über seine Antwort nach. Ich wurde nicht recht klug daraus. Es schien, als habe er damit den Wert aller Anstrengungen glatt verleugnet. Ich begriff auch nicht, was mich daran so aufregen konnte.

„Wir streben danach, uns über die Zusammenhänge des Lebens Informationen zu verschaffen. Wir wollen alles wissen. Wir denken an die Zukunft unserer Menschenrasse und die Möglichkeit, auch auf anderen Sternen Fuß zu fassen. Wir wollen überall hin und überall sein. Wir wollen

etwas vom Universum sehen, wenn du das besser begreifst!“

Wieder eine lichtlose Pause, dann die nachsichtige Antwort:

„Ich denke, ihr strebt nur nach dem, was ihr wirklich braucht. Ich denke auch, es gibt schon zu viele von euch.“

„Was du nicht sagst ...!“ staunte ich. Es kam noch besser.

„Ich denke, ihr seid alle sehr schwach und habt nur Angst vor dem Leben. Ihr strebt nach Macht, weil die Macht für euch Sicherheit bedeutet. Ihr strebt nach Kraft, weil ihr schwach und unsicher seid. Ihr strebt nach Wissen, weil ihr zu wenig wißt. Ihr wollt mehr sein, als ihr seid. Ihr wollt das Universum erobern, weil es groß ist und ihr so klein. Ihr denkt nur immer, wenn ihr noch ein wenig mehr wißt, dann werdet ihr auch das Rätsel eurer Natur lösen. Aber eure Natur ist, wie sie eben ist. Das wollt ihr nicht begreifen, und darum wollt ihr auch immer mehr.“

Er stand auf und verschwand. In der Dunkelheit dachte ich über seinen Kommentar nach. Nicht weil er in mir Zweifel geweckt hatte. Das Forschen der Menschheit mußte einfach einen Sinn haben. Hundert Millionen menschliche Gehirne und noch mehr konnten sich einfach nicht geirrt haben.

Überraschend kam er wieder zurück, und sein Licht blinkte hell, bläulich und kühl. „In deiner eigenen Welt, nicht hier, was gibt es da zu tun?“

Ich war jetzt vorsichtiger mit meinen Antworten, abgesehen davon waren sie gar nicht so leicht zu finden. „Wir bauen Häuser und Unterkünfte“, führte ich aus. „Wir machen uns die Welt gemütlicher, als sie ist, verstehst du.“

Von Natur aus sind wir nackt. Aber warum sollen wir frieren? Wir machen Hitze, Licht und Wärme. Wir bereiten uns auch unsere Lebensmittel so zu, daß sie wirklich schmecken.

Wir geben unser Wissen an unsere Kinder weiter. Was soll ich lange reden? Wir wollen von unserem Planeten so viel wie nur irgend möglich wissen!“

Sein kühles Blaulicht blinkte milde: „Und wenn ihr zuviel wißt?“

„Zuviel ist immer noch besser als zu wenig“, antwortete ich verärgert. Wie konnte ich ihm beibringen, daß jeder neugeborene Erdbewohner den gleichen Problemen gegenüberstand?

Er sagte: „Was passiert, wenn ihr alles erreicht habt? Du sagtest mir, daß es bei euch Menschen gibt, die nur immer alles erforschen wollen. Wenn nun alle Ziele erreicht sind und es nichts mehr zu erforschen gibt – was dann?“

Mir war nicht ganz geheuer zumute. Ich erschrak nicht nur vor dieser Frage, sie erschütterte mich zutiefst. Welch ein Stadium der Glückseligkeit hatte ich denn zum Beispiel erreicht? Ich saß hier. Aber weshalb saß ich hier? Und was hatte ich davon?

Sein Licht, sein sehendes, nicht sein ‚sprechendes‘ Licht, umschmeichelte mich. Er sah, daß ich den Kopf in die Handflächen gestützt hatte und daß mich seine Worte hart getroffen hatten. Ja zum Teufel, was hatte ich auch davon? Ich saß auf dem Nullpunkt aller Wissenschaften!

Mit einem violetten Schimmer sagte er: „Wenn ihr alles erreicht habt, werdet ihr vielleicht feststellen, daß es sinnlos ist. Der Sinn eures Lebens scheint viel einfacher zu sein

als alles, was du mir erzählt hast. Und warum soll ich deine Zeit verschwenden, die kürzer ist als unsere? Du willst Zäune für uns bauen, die wir noch nie nötig hatten.“

Ich setzte die Voltspannung meiner Batterie herab und antwortete in Rot: „Warum quälst du mich so? Warum zerstörst du das Wenige, das mir noch verblieben ist? Bin ich in diesem Käfig nicht unglücklich genug? Ich habe dir erzählt, daß Arbeiten und Forschen unser Lebensinhalt ist. Wir sind die einzigen Wesen, die ein Ziel vor den Augen haben und eines Tages im ganzen Universum zu finden sein werden. Wir wissen nicht, welcher Macht wir unser Leben verdanken, gerade darüber wissen wir am wenigsten. Du darfst dich nicht über mich lustig machen, das ist gefährlich! Wenn wir eure Welt erobert haben und herausfinden, was und wie sie ist, dann kann ich dir auch eine genaue Antwort auf deine Frage nach dem Warum geben. Oder ich hoffe es jedenfalls. Das ist unser Glauben. Wir bemühen uns, in allen Dingen einen tieferen Sinn zu finden, und das nicht nur in unserem Leben, sondern auch in dem anderer Menschen, die vor uns lebten. Das sind wir! Wir, die ihre Schwäche in Stärke verwandelt haben! Wir werden das Universum erforschen, solange wir leben und bis in den letzten Winkel allen Lebens vordringen.“

„Was habt ihr davon?“ fragte er.

Ich gab keine Antwort. Sein sehender Lichtschein erfaßte mich und blendete so stark, daß ich mich aufrichtete. Um mich herum war gleißende Helligkeit.

„Du mußt die Farben verstehen lernen“, sagte er. „Du mußt deine Augen weiten. Du mußt deine Vorurteile ablegen.“

Ich starrte ihn an. Ich konnte nicht anders. Ich sah, wie sein ganzer Körper immer heller wurde, eine einzige Lichtsäule. Und er war jung! Ich hatte nur diesen einen und einzigen Gedanken. Er konnte mich blenden und blind meinem Schicksal überlassen. Gold, grün, rot, es war ein überirdischer Glanz, der mich wie mit tausend Nadeln durchbohrte.

Ich schrie auf und bedeckte meine Augen mit beiden Händen. Ich fiel vor ihm auf die Knie und rief angsterfüllt: „Nicht mehr! ... Es ist genug!“ Ich beugte den Kopf und hätte ihn am liebsten in der Erde vergraben.

Plötzlich wurde alles schwarz. Ich schrie, schrie noch einmal; dann wußte ich nichts mehr.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich im hellen Tageslicht in der Höhle. Meine Maschinen summteten leise. Mein Freund Eii mußte die Sauerstoffzufuhr ein wenig weiter aufgedreht haben, so daß ich mein Bewußtsein rascher wiedererlangte. Das begriff ich nicht ganz, denn er hatte meine mechanischen Einrichtungen noch nie angerührt.

Ich blickte wild um mich herum. Ich taumelte zu meinem Bett, fiel um wie tot und war schon eingeschlafen, bevor mein Körper noch das Bett berührte. Ich schlief eine Nacht, zwei Tage, und Eii kam erst in der folgenden Nacht wieder.

Seine Lichter blinkten düster. Ich dachte an einen kleinen Jungen, der einen Hund verprügelt hat und nun Gewissensbisse empfindet. Zögernd signalisierte er erst seinen und dann meinen Namen.

Ich rührte mich, antwortete aber nicht.

„Tut mir leid, daß ich dich erschreckt habe“, sagte er.

„Ich habe mit den andern gesprochen. Wir würden uns freuen, wenn du einen Zaun für uns machst. Könntest du das tun, sobald es dir wieder bessergeht?“

Ich starrte ihn an und konnte weder denken noch antworten.

„Deine Gedanken sind nicht schlecht“, sagte Eii. „Wir sehen ein, daß wir einen Zaun brauchen, aber wir können ihn nicht bauen. Vielleicht hast du recht. Wir sind dir für deine Arbeit sehr dankbar.“

Ich glaubte ihm, ich mußte ihm glauben. Fünfzehn Jahre arbeitete ich innerhalb und außerhalb des Tals. Keine der Kreaturen, mit Ausnahme von Eii, schien sich um mich zu kümmern. Sie sahen in mir anscheinend noch immer das Spielzeug eines ihrer Jungen. Doch wenn eine größere Kreatur in meiner Nähe aufkreuzte, blickte ich nach der nächsten Felsspalte, in der ich mich verkriechen konnte. Sie konnten mich aus Versehen tottreten.

Eii erfand immer neue Arbeiten für mich. Ich war froh, daß ich Beschäftigung hatte. Er trieb mich nie zur Eile an, arbeitete auch selber mit und transportierte ungeheure Felsbrocken, die er an den von mir bezeichneten Platz legte. Manchmal ließ er sich tagelang nicht blicken.

Hin und wieder stieg ich nach oben und sah mir die Umgebung an. Ich nahm mir immer das Fernglas mit und suchte Himmel und Landschaft ab. Eines Tages konnte ich Eii berichten, daß bald noch andere Menschen landen würden. Ich hatte ein Raumschiff beobachtet, das den Planeten in einer Entfernung von etwa hunderttausend Meilen umkreiste. Es hatte die Form einer silbernen Zigarre.

Noch jetzt konnte ich nicht sagen, weshalb ich Eii von

dieser Beobachtung erzählte, anstatt meine Weisheit für mich zu behalten. Sicher wäre eine Flucht klüger gewesen. Ich mußte aufpassen, wo das Raumschiff landete und mich dann in diese Richtung aus dem Staub machen. Doch irgendwie hatte ich das Gefühl, als würde mich Eii nicht zurückhalten.

Wir hatten die Kabine verlassen und uns wieder in die Mitte des Raumschiffes begeben. Meine Gesellschaft war noch immer die gleiche: der General, DeLut, Vanburg und Leutnant Boles. Andere Männer mit untergeordneten Dienstgraden kamen gelegentlich vorbei, um einen Blick auf meine abenteuerliche Erscheinung zu werfen.

Der General sagte: „Ich kann Ihnen nur empfehlen, nicht mehr zurückzukehren, Holder. Wir haben klipp und klar gesehen, daß die Bedingungen unannehmbar sind.“

„Wir können keine Geiseln stellen“, sagte Vanburg. „Das entspricht in keiner Hinsicht der amerikanischen Auffassung von Verhandlungen. Abgesehen davon, können wir keine Garantien für etwas übernehmen, das wir nicht unter Kontrolle haben.“

Ich blickte nach der Luke der Druckkammer. Der Gedanke, noch einmal zurückzukehren, kam mir jetzt gar nicht mehr so selbstverständlich vor. Main Platz war hier bei den Männern, in dieser nach Erdenluft und Öl riechenden Atmosphäre, in einer Welt der praktischen und forschenden Tätigkeiten. Ein Gespräch unter Männern, Entscheidungen treffen, Risiken in Kauf nehmen und gegen Schwierigkeiten ankämpfen, das war meine wirkliche Welt.

Doch andererseits hatte ich Eii das Versprechen gege-

ben, wieder zurückzukehren und ihm über die Verhandlungen Bericht zu erstatten. Ich konnte es nicht brechen. Ein Mensch sollte das Vertrauen eines fremden Wesens niemals enttäuschen.

„Ich werde zu ihnen gehen“, sagte ich schließlich. „Ich nehme nicht an, daß Sie über die Forderung von nur einem Raumschiff pro Jahr entscheiden können, Sir. Ich werde ihnen sagen, daß sie nichts von uns zu befürchten haben.“

„Wir haben in jeder Beziehung friedliche Absichten“, sagte Boles.

„Sagen Sie ihnen, daß wir den Vorschlag unserer Regierung unterbreiten werden“, fügte der General hinzu. „Wir sind nur Raumfahrer und einer höheren Instanz unterstellt. Was Sie sonst noch erzählen, Holder, das überlasse ich Ihnen. Persönlich bin ich der Ansicht, daß ein Wettrennen auf diesen Planeten einsetzt, sobald die Russen ihr erstes Raumschiff gelandet haben.“ Sein Gesicht verdüsterte sich unmerklich. „Sagen Sie ihnen, daß wir im Augenblick selber noch nicht wissen, wie es weitergehen wird.“

Ich blickte wieder nach der Luke, die ein großes, kreisrundes Stück Metall war. Ein Mitglied der Mannschaft hatte schon die Hand am Hebel. Ich brauchte nur mit dem Kopf zu nicken, dann öffnete sich die Luke und ich konnte aussteigen, um wieder in die Marswüste hinauszumarschieren. Vielleicht zum letztenmal, vielleicht war ich in zwei Stunden schon wieder zurück.

Oder auch nicht.

Mit dem amerikanischen Raumschiff hatte ich mich schon in Verbindung gesetzt. Auf ähnliche Weise konnte ich mich später mit einem russischen Raumschiff in Ver-

bindung setzen. Das würde ein sehr langwieriger Prozeß werden.

Ich stand da und fragte mich, was ich Eii und seinen Artgenossen schuldete. Obwohl ich ihnen jahrelang geholfen hatte, nahmen sie immer weniger Notiz von mir und mochten mich als ein notwendiges Übel betrachtet haben, das immer in Bewegung sein mußte.

DeLut hielt es für angebracht, mir noch einen kurzen Vortrag zu halten. „Ehe ich’s vergesse, Holder, – waren die Wesen auch noch so intelligent, das ändert nichts an der Tatsache, daß sie ihre Intelligenz nicht praktisch auswerten können. Ein ähnliches Beispiel hat es schon auf der Erde gegeben. Die Kultur der Indianer stand in hoher Blüte, bevor ihr Engländer noch einen Fuß an Land gesetzt hatten. Ihr hieltet es aber für nötig, die Verwaltung des Landes in eure Hände zu nehmen, was keineswegs bedeutet, daß die indianische Kultur nichts getaugt hat. Sie paßte nur nicht in eure Auffassung von Zivilisation.“

„Reden Sie nur weiter“, sagte ich gleichmütig.

„Noch etwas können Sie ihnen erzählen“, lenkte der General ein. „Die denken wahrscheinlich und nicht einmal zu Unrecht, daß sie unsere Beherrscher sind und wir uns in jeder Beziehung nach ihnen zu richten haben. Aber nicht Ethik und Philosophie machen das Rennen, sondern Geschicklichkeit. Das können Sie ihnen schonend beibringen.“

Ich nickte und bedankte mich für den Hinweis. Natürlich verstanden sie nichts. So ungefähr mochten die Ameisen reden, wenn es ihnen in den Sinn kam, die Welt des Menschen zu erobern.

„Ich bleibe dabei“, sagte DeLut, „die Kreaturen haben

keine Zivilisation und daher keine Kultur. Sie fressen rohes Fleisch, alles in allem die typischen Urzeitlebewesen. Sie verschwenden nur Ihre und unsere Zeit mit ihnen, Holder.“

Ich mußte meine ganze Energie zusammennehmen, um wieder in die Druckkammer zu steigen. Mir war, als liefе ich meinen Rettern wieder davon. Davon, daß die Kreaturen mich als Geisel zurückhalten konnten, war überhaupt nicht die Rede gewesen. Na, ich wollte es ja auch nicht anders. Abgesehen davon, war ich der einzige geeignete Mittelsmann, und daß sie mich auf dem Mars angetroffen hatten, war ihr Glück.

Die Druckkammer wurde geschlossen, das Licht ging an, irgendwo begann eine Pumpe zu rumoren. Ich wartete, bis der Druck abgesunken war, und hätte eigentlich die Kniebeugen machen sollen, die DeLut mir beim Einsteigen vorexerziert hatte. Aber ich dachte über mein Schicksal nach. Immer mußte ich Druckkammern und Luftschleusen passieren.

Kaum war ich draußen, überfiel mich schon wieder die Einsamkeit, so als habe mein Fuß zum erstenmal die Oberfläche des Mars berührt. Da war wieder die gelbe Fläche, da waren wieder die Pflanzen mit dem weitverzweigten Wurzelnetz.

Ich stand sehr lange vor der Außenluke der Druckkammer und wollte meinen Plan schon aufgeben. Weitere fünfzehn Jahre würde ich nicht lebendig überstehen, das war eine harte Tatsache. Beobachter auf dem Mars! Für diesen Posten mußte erst noch jemand geboren werden. Aber was war zu tun? Ich mußte Eii davon überzeugen, daß ich am besten mit allen Raumfahrern verhandeln konnte.

Ich ging und wandte mich noch einmal um. Sie winkten mir fröhlich durch das Bullauge zu. Ich machte kein Hehl daraus, daß es mich völlig kalt ließ. Sie winkten auch nur, um mir Mut zu machen. Ich mußte sie vergessen. Ich durfte auch nicht mehr daran denken, daß es diesen Augenblick jemals gegeben hatte.

Als ich hundert Meter zurückgelegt hatte, spürte ich ihre Blicke noch immer in meinem Rücken. Sie würden mich so lange beobachten, bis sie eine der Kreaturen auf mich zukommen sahen. Da können sie noch lange warten, dachte ich und stapfte weiter. Noch zwei Kilometer konnten sie mich verfolgen, dann würde ich hinter einer Bodenwelle verschwunden und außer Sicht sein.

Mit hängendem Kopf ging ich einher und paßte nur auf, daß ich nicht über Steine und Pflanzen stolperte.

Plötzlich geschah etwas, das ich nicht sofort begriff. Vor mir hatte ich einen Streifen mit Felsengeröll gesehen. Er war hundert Meter von mir entfernt, und ich ging darauf zu. Aber ich kam nicht vorwärts! Der Streifen lag immer noch in der gleichen Entfernung vor mir!

Ich blieb stehen und wandte den Kopf, um auf die Rakete zu blicken.

Die Luke der Druckkammer sprang auf. DeLut kletterte die Leiter hinunter und fuchtelte dann mit beiden Armen in der Luft herum. Vermutlich rief er mir etwas zu. Hinter ihm kamen noch zwei Männer aus dem Raumschiff und trugen eine zusammengelegte Bahre. Die Bahre schien für mich bestimmt zu sein. Was war denn los mit mir? War ich gestolpert? Ich hatte keine Ahnung.

Ich wartete auf sie und beobachtete ihren Gang. Ich sah

sie deutlich auf mich zukommen. Sie setzten einen Fuß vor den anderen, und doch kamen sie nicht voran. Als würden sie gegen einen Strom schwimmen. Sie verdoppelten ihre Anstrengungen und gewannen ein wenig an Boden. Die beiden Männer mit der Tragbahre trugen Plexiglashelme, und ich konnte ihre Gesichter sehen, die Bestürzung und Verwunderung verrieten. Sie blickten wild umher und begriffen nicht, weshalb sie mich nicht schon eingeholt hatten.

Ich ging ihnen entgegen und kam dreimal so schnell voran. Zurückblickend sah ich, daß der Horizont eine merkwürdige Wölbung hatte, und das Land sah plötzlich aus wie Wellpappe, überall waren Falten zu sehen. Es flimmerte, wie man das auf der Erde an heißen Sommertagen gewohnt ist. Eine Luftspiegelung.

Der Boden rund um das Raumschiff schien sich in ein Meer verwandelt zu haben, in dem Windstärke zwölf herrschte.

Ich prallte gegen DeLut, sah seine verwunderten Augen und brüllte: „Sie spielen uns einen Streich. Normalerweise gibt es hier keinen Wellengang!“

Er brüllte zurück: „Machen Sie sofort kehrt, Holder! Das ist ein Befehl! Sofort ins Schiff zurück!“

Ich grinste schwach und zuckte die Achseln. Hatte Eii gewußt, daß ich unverrichteterdinge zurückkehren würde? Wollte er, daß ich im Raumschiff blieb? Genügte es ihm, daß ich meinen guten Willen unter Beweis stellte?

Ich, dachte nicht lange darüber nach und war froh, daß ich bei den Menschen bleiben konnte ...

Auf dem Rückflug zur Erde verging ein Tag wie der andere. Das Raumschiff schien reglos zwischen den Sternen zu liegen. Wir in den Kabinen befanden uns wieder im Zustand der Schwerelosigkeit, bewegten uns wie Unterwasserschwimmer und trafen uns allmorgendlich in der Kabine des Generals oder im Kontrollraum zur Besprechung.

Gewöhnlich waren nur vier Leute anwesend, jeder von ihnen ein Spezialist, auch der General, der ein Spezialist im Fassen von schnellen und richtigen Entschlüssen war. Darum hatte man ihn ausgewählt. Aber er wußte nicht, ob seine Expedition ein Erfolg oder ein Mißerfolg war. Er würde im Pentagon Bericht erstatten und sich dabei im wesentlichen auf meine Ausführungen stützen müssen.

Es war kein Wunder, daß ich in den Tagen, Wochen und Monaten nach allen Regeln der Kunst ausgequetscht wurde. Ich war in der Generalskabine Stammgast. Man wollte restlos alles von mir wissen, um später jeder Frage begegnen zu können.

Zunächst wurde die wichtigste Frage gesucht, und das war gar nicht so einfach, denn im Grunde waren alle Fragen gleich wichtig. Drei Tage hintereinander wurde ich von den Mathematikern verhört. Auf diesem Gebiet sprachen wir verschiedene Dialekte. Ich antwortete so gut ich konnte, und sie verwandelten meine Antworten in unverständliche Zahlen, Tabellen, Kurven und algebraische Zeichen. Ich konnte alles nur so schildern, wie ich es praktisch gesehen hatte, denn ich für meine Person bin kein Freund von umständlichen Theorien. Wäre ich das gewesen, hätte ich die fünfzehn Jahre wohl kaum überstanden.

„Captain Vanburg wird mit der Niederschrift des endgültigen Berichts beginnen“, sagte schließlich der General. „Ich werde diesen Bericht unterzeichnen und ihn später persönlich abgeben. Um Himmels willen, Mann! Sicher werde ich ins Weiße Haus beordert. Was soll ich dem Präsidenten erzählen? Ich fürchte, er glaubt mir kein Wort von diesem Geschreibsel!“ Er tippte auf den randvoll beschriebenen Bogen Papier, der auf dem Tisch lag. „Wenn ich wenigstens etwas davon begreifen würde, zum Teufel!“

„Dafür zeichne ich verantwortlich, Sir“, sagte Jaeger, der schmale, helläugige Mathematiker. „Im Grunde ist die Sache denkbar einfach. Wenn ich es noch einmal kurz erklären darf ...“

„Danke!“ wehrte der General ab und wandte sich an mich. „Sie wissen auch, was sie denken. Sie haben mit ihnen gesprochen.“

Und ich erzählte noch einmal alles von vorn. Eii müsse wohl eine Falle gewittert haben, als er sah, daß ich allein zurückkehrte. Darum habe er wohl die Barriere errichtet, um uns eine Lektion zu erteilen.

„Aber wie hat er das gemacht?“ fragte der General, „wie?“

Ich konnte nur die Achseln zucken.

„Wenn Sie behaupten, daß er es gemacht hat, so heißt das noch gar nichts! Vielleicht macht er das immer wieder und wieder, sobald ein Raumschiff landet, und das bringt uns der Lösung nicht näher!“

Ich war jetzt die Ruhe selbst. „Wie er das gemacht hat, weiß er vielleicht selber nicht, Sir. Dafür weiß er, warum er das gemacht hat.“

Damit war die Unterredung beendet. Boles gab noch ein kurzes hysterisches Gelächter von sich, dann kehrte jeder in seine Kabine zurück.

An den Nachmittagen saß ich auf meiner Kojе und schrieb dieses Tagebuch. Ich dachte an meine Zukunft, die sich nun wieder auf der Erde abspielen würde. Ich würde das Manuskript einem Buchverlag oder einer namhaften Zeitschrift verkaufen, und das war ein guter Start in mein zweites irdisches Leben.

Eines Morgens wollten sie mich wieder festnageln. Als ich die Kabine betrat, war der General anderweitig beschäftigt. Vanburg steuerte sofort auf mich los und blickte mir treuherzig ins Gesicht. „Sagen Sie, Holder, da kann doch irgend etwas nicht stimmen. Sie wissen doch bestimmt noch mehr, als Sie uns verraten haben.“

„Tut mir leid“, sagte ich und hielt seinem Blick stand.

Er legte mir eine Hand auf die Schulter und die alte Platte auf. „Also, wie war das nun mit diesen Marsianern?“

„Wo sollen wir anfangen?“ fragte ich ergeben. „Mit dem, was ich zu Eii oder Eii zu mir sagte? Oder mit meiner ersten Wanderung durch die gelbe Wüste und meiner damit verbundenen ersten Begegnung mit den Wesen, an deren Existenz Sie noch immer nicht glauben?“

„Ich glaube nur an das, was ich mit eigenen Augen gesehen habe!“

„Dann hätten Sie auf dem Mars bleiben sollen“, sagte ich höflich.

„Gut, die Wesen nehme ich Ihnen ab. Soviel Phantasie kann nämlich kein Mensch haben. Überlegen wir einmal gründlich, auf welche Weise uns diese Biester derart er-

schrecken konnten. Sie kennen sie und müßten doch eine halbwegs plausible Erklärung dafür haben.“

„Leider nicht“, sagte ich. „Jaeger ist Mathematiker und kann die Möglichkeiten sicher errechnen.“

„Ja, zum Donnerwetter“, schrie Vanburg, „das haben wir ja wohl schon oft genug erörtert! Jaeger kann sich das nicht erklären! Gut, Sie können uns nicht erzählen wie, dann sagen Sie wenigstens, was sie getan haben. Verwenden Sie Ihre eigenen Worte. Sagen Sie es so, wie Sie es nach der Rückkehr einem Reporter erzählen würden. Erzählen Sie so frisch von der Leber weg, als wären wir überhaupt nicht da.“

„Ich werde mein Bestes tun“, versprach ich ihm. „Wenn ich ins Blaue hineinreden soll, dann würde das ungefähr so aussehen:

Ich glaube nicht, daß wir der Kreatur, der ich den Namen Eii gegeben habe, sehr sympathisch sind. Ich selber habe Eii kaum etwas bedeutet. Bestenfalls sah er in mir ein Spielzeug, an dessen Eigenarten er sich gewöhnt hatte. Ich kam mir immer vor wie die Maus in einer Löwenhöhle. Und wenn ihm etwas gegen den Strich ging, fuhr er immer aus der Haut. Es wäre ihm ein leichtes gewesen, den Start unseres Raumschiffes für alle Zeiten zu verhindern. Aber er wollte mich nicht umbringen. Vielleicht war das seine Absicht, als er mich zum erstenmal sah, aber Sie wissen ja, daß man sich aneinander gewöhnen kann, denn Beobachtungen haben ergeben, daß mitunter auch eine Katze mit einer Maus Freundschaft schließt. Die Maus darf der Katze allerdings nicht allzusehr auf der Nase herumtanzen, dann wird sie sich das zumindest sehr scharf verbieten. Das war

auch bei Eii der Fall. Er wollte nicht gestört werden und steckte uns die Grenzen ab. Er dachte wahrscheinlich an die Verwirrung, in die wir immer gerieten, wenn wir uns über Raum und Zeit unterhielten. Möglicherweise dachte er auch daran, daß wir über das Universum grundsätzlich völlig anderer Meinung waren. Ich sah in den Sternen und Kometen greifbare Gebilde mit zerklüfteten oder glatten Flächen, doch soviel ich weiß, sah er nur Atome und Elektronen. Er betrachtete das Universum mit anderen Augen, und an diese Betrachtungsweise müssen Sie sich gewöhnen, wenn Sie etwas begreifen wollen. Sagen wir, er war ein wenig denkfaul. Wenn es darauf ankam, irgend etwas zu unternehmen, dann wählte er immer den kürzesten Weg. Er lebte fröhlich in den Tag hinein, wie man so zu sagen pflegt. Sehen Sie in ihm keine Kreatur ohne Instinkte, davon besitzt er nicht mehr und nicht weniger als unsereins. Er wußte, daß unsere Fähigkeiten auf einem fremden Planeten äußerst begrenzt sind und errichtete eine Art Mauer um unser Raumschiff. Ich habe Ihnen noch nicht erzählt, was mit dem Zaun geschah, den ich für die Marsianer baute – oder doch?“

Vanburg sah mich seufzend an, und DeLut sagte: „Das haben Sie noch nicht erzählt. Fahren Sie fort. Sehr interessant übrigens, wenn auch nicht sehr aufschlußreich.“

„Mit meinem Zaun hatte ich viel Ärger“, sagte ich. „Sie wissen, was ich Ihnen über die Kreaturen berichtete, die ich zuerst sah. Sie waren gebaut wie Menschen, nur daß sie größer waren. Ich wollte sie also innerhalb meiner Umzäunung einsperren. Diesen Vorschlag hatte ich Eii gemacht. Ich verarbeitete allen Draht, der mir zur Verfügung stand.

Leider war die elektrische Spannung zu schwach. Ja, dieses Tal war eine Art ständiges Asyl für die größeren Kreaturen. Dort entstanden sie, ähnlich wie die Kristallpflanzen. Alle sechs Monate wälzte sich die ‚Lebenswelle‘ durch das Tal. So mußten die Talbewohner jeweils sechs Monate von Mahlzeit zu Mahlzeit warten. Aus diesem Grunde hatte eine Umzäunung zweifellos ihre Vorteile. Aber die ‚Lebenswelle‘ überschwemmte ihr Tal in breiter Front. So brachte ich den Draht nur an den wichtigsten Abschnitten an.“

DeLuts dunkle Augen zeigten einen Schimmer von fanatischer Intelligenz. „Weiter“, sagte er kurz.

„Ich tat, was ich konnte“, fuhr ich fort. „Eii hatte keinerlei Bedenken und ließ mir völlig freie Hand. Wenn es ihm Spaß machte, arbeitete er sogar mit. Ich arbeitete nur am Tag und im hellen Sonnenlicht. Nach sechs Monaten glaubte ich, alles so hergerichtet zu haben, daß die Falle zuschnappen konnte, wenn sich die ‚Lebenswelle‘ in das Tal ergossen hatte. Sechs Monate auf dem Mars sind zwölf Monate auf der Erde.“

„Das wissen wir“, wandte DeLut ein.

„Und es stellte sich heraus, daß mein Zaun völlig nutzlos war.“

„Nutzlos?“ fragte Vanburg, der widerwillig eine Spur von Interesse zeigte.

„Es klappte nicht so, wie ich mir das vorgestellt hatte. Natürlich rollte die ‚Lebenswelle‘ an. Ich beobachtete sie und wunderte mich, daß Eii und seine Kollegen den Zaun teilweise wieder abgerissen hatten. Sie lagen nicht einmal auf der Lauer oder versteckten sich. Für mich, der ich den

Berg erstiegen hatte, um das Schauspiel von oben herab zu beobachten, war das ein befremdender Anblick. Die Kreaturen verfolgten unbeirrbar ihren Weg, Sie hatten keine Angst, weil sie keine Angst kannten. Zum erstenmal taten sie mir aufrichtig leid, waren sie doch jene Wesen, die mir noch am ähnlichsten sahen. Sie rannten stur und geradeaus in die Fallen. Es war ... ja, es war einfach eine Massenschlächterei und kein schöner Anblick. Wir Menschen könnten, wenn wir nur wollten, rein vegetarisch leben. Doch die Marsianer sind dazu nicht in der Lage. Sie können nur das tun, was sie tun müssen, um weiterhin am Leben zu bleiben.“

Bevor Vanburg mich wieder unterbrechen konnte, sagte DeLut: „Warum ändern die zur Beute bestimmten Kreaturen nicht ihren Weg? Im Laufe der Generationen müßten sie doch eigentlich etwas klüger geworden sein und dieses Tal vermeiden.“

Daran hatte ich auch gedacht. „Ich weiß es nicht“, sagte ich. „Vielleicht gibt es keine anderen Wege. Ich sah, wie zwei Kreaturen ausscherten, aber sie tappten nur wie blind herum und schlossen sich wieder den andern an. Vielleicht haben Eiis Artgenossen einen geistigen Zwang ausgeübt – eine Barriere errichtet, ähnlich der um die Rakete ...“

Vanburg fühlte, daß sein erstes Interview in Abwesenheit des Generals Erfolg hatte und bohrte weiten DeLut half ihm dabei. Vierzehn Tage lang war ich einem Kreuzfeuer von Fragen ausgesetzt, aber Vanburgs Erfolg wiederholte sich nicht.

Dann beteiligte sich der General an der morgendlichen Unterhaltung und stellte fest: „Immerhin haben wir wieder

einen Grund mehr zu der Annahme, daß die Marsianer das tun können, was sie getan haben.“

„Und schließlich“, warf DeLut ein, „wird Holder bestätigen können, daß wir tatsächlich auf dem Mars gewesen sind. Ansonst haben wir verdammt wenig Beweise, abgesehen von ein paar Filmaufnahmen, Gesteinsproben und Pflanzen.“

Der General blickte ihn sauerböfisch an, und in seinen Augen las man den stillen Vorwurf: So deutlich hätten Sie sich auch nicht ausdrücken brauchen.

Ich arbeitete fleißig an meinem Tagebuch.

Zwei Monate später, wir waren noch im Weltraum, aber der Erde schon ziemlich nahe, sagte der General zu uns: „Ich möchte unsere Expedition als erfolgreich bezeichnen. Das nächste Raumschiff zum Mars wird eine größere Kraft- und Treibstoffreserve haben. Es *wird* landen! Sollten die Marsianer wieder Erdverschiebungen oder sonstiges Blendwerk inszenieren, wird das Raumschiff wieder aufsteigen, sich einen besseren Landeplatz aussuchen und dies so lange fortsetzen, wie es die Umstände erfordern. Auf diese Weise werden wir dem Planeten trotzdem die letzten Geheimnisse entreißen. Das braucht seine Zeit, aber wir werden zum Ziel kommen.“

DeLut sah mich und ich DeLut an. Wir sagten beide nichts.

Unserer Gewohnheit entsprechend, suchten wir auch an jenem Abend die kleine Zwei-Mann-Kabine am Heck des Raumschiffes auf. Dort wurden vorwiegend navigatorische und astronomische Beobachtungen gemacht. Seit Tagen schon war die automatische Steuerung eingeschaltet.

Es war dunkel in der Navigationskabine – und ziemlich kalt. Weit, sehr weit weg konnten wir den von Millionen Sternen umgebenen roten Planeten sehen.

„Glauben Sie, Holder“, sagte DeLut plötzlich, „daß der General und Leute wie er die Marsianer einmal wesentlich beeinflussen werden? Glauben Sie, daß Leute wie wir den Wesen jemals plausibel machen können, daß es noch andere Aufgaben gibt, als nur zu leben und zu sterben?“

„Ich glaube, daß wir unsere Ansichten auch nach hundert Millionen Jahren noch nicht auf einen Nenner gebracht haben.“

„Ich bin Biologe“, sagte er.

Ich wartete auf seine nächsten Worte. Ich hatte Zeit. Ich war zufrieden, den schwarzen Himmel mit seinen hellen Lichtpunkten und dem kleinen roten Planeten zu beobachten, der mir beinahe zum Schicksal geworden wäre.

„Die Marsianer haben keine Konkurrenz in ihrem Lebensbezirk“, sagte DeLut. „Darum bleiben sie, was sie sind. Könnte man von einem Lebenskampf sprechen, würden sie handeln müssen. Doch ohne die irdischen Auffassungen vom Leben müssen sie zwangsläufig degenerieren. Dieser Fall dürfte längst eingetreten sein, und sie sind, trotz ihrer Größe, nur noch ein Schatten dessen, was sie einmal waren.“

Ich blickte in den Weltraum hinaus. Kaum einer von uns würde ein derart faszinierendes Panorama zum zweitenmal erleben ...

„Sie sprachen von den irdischen Lebensgesetzen“, sagte ich langsam. „Ist es nicht ein Fehler, wenn wir das ganze Universum nur von dieser Warte aus betrachten?“

„Wissenschaft ist Wissenschaft. Was für einen Platz gilt, das hat auch auf einem anderen Bedeutung!“

„Auch in rein gesellschaftlicher Hinsicht?“ fragte ich.

„Ich versuche darüber nachzudenken. Solange der Mensch einem Ziel entgegenstrebt, ist er aktiv und daher auch lebensstark. Doch wenn er alle Ziele erreicht hat, die es nur irgend zu erreichen gibt, wird seine Energie erlahmen. Zehn Generationen weiter, und die Welt wäre überwiegend von Schwachsinnigen bevölkert.“

„Schon möglich“, sagte ich, „aber Ihre Theorie gilt nicht für die Wesen, mit denen ich fünfzehn Jahre lang zusammengelebt habe.“

„Das ist es ja eben“, seufzte DeLut. „Sie müßten praktisch längst ausgestorben sein. Wenn wir nur von ihnen lernen könnten ... Nein, es wäre wirklich nicht auszudenken, wenn die Menschheit endgültig am Ziel all ihrer Wünsche angekommen ist. Ich bin überzeugt, daß sie dann dem Untergang geweiht ist.“

„Sie wird nicht untergehen“, meinte ich, „und immer wieder neue Ziele ins Auge fassen. Venus, Jupiter, Mars, Merkur, Saturn und so weiter. Dann werden noch andere Planetensysteme entdeckt werden. Die Ziele des Menschen sind so unendlich wie das Universum.“

Wir blickten noch einmal auf die rötliche Marskugel, die in den letzten Stunden immer weiter zurückgetreten war. Unser Raumschiff drehte sich. Der Augenblick, in dem die Raketensätze zum Durchbrechen der Erdatmosphäre gezündet wurden, lag nicht mehr allzu fern. Die Sterne schienen wieder in Bewegung zu geraten.

DeLut blieb hartnäckig und sagte: „Mag es noch so viele

Ziele geben, einmal wird der Tag kommen, an dem es keine neuen Ziele mehr gibt. Ich spreche ja nicht von morgen oder übermorgen. Ich wette mit Ihnen, daß die Menschheit dann verkümmert.“

„Gut“, sagte ich grinsend, „wir sprechen uns dann in einigen Millionen Jahren wieder. Ich bin vielmehr der Meinung, daß die Menschheit im Universum aufgehen wird. Ein Augenblick ist eine Ewigkeit und die Ewigkeit ein Augenblick. Alle Zeitalter werden in einem Augenblick vereinigt sein, und die Menschen werden sich weder vor dem Leben noch vor dem Tod fürchten.“

Die Marskugel entzog sich langsam unseren Blicken. Dafür kam jetzt der glühende Ball der Sonne zum Vorschein. Wir hatten damit gerechnet, und doch verschlug uns ihr Anblick den Atem. Die Sonne, Muttergestirn des Systems ...

Lange standen wir noch da und begriffen, daß wir nur Staubkörner in der Unendlichkeit des Universums waren.

ENDE